Bavar.
189
f

Bavar.
189 f

Lingnau

<36603909240011

<36603909240011

Bayer. Staatsbibliothek

Baiern

am

Schluße des Jahres

1821.

Bav.
89 f.

Baiern

am

Schlusse des Jahres

1821.

1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

hochverdienten Staatsmanne,

welcher Baiern aus den drohendsten Gefahren gerettet hat,

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorerinnerung.

Mögen diese Blätter eine eben so liberale Behandlung erfahren, welche einer frühern Schrift ähnlichen Inhalts von Seite unserer Regierung zu Theil ward! Die Quelle, woraus diese floß, ist noch immer dieselbe: ein Herz, das für Baiern schlägt, das mit seltner Anhänglichkeit an seinem Vaterlande klebt, das, selbst wenn es verkannt werden sollte, nur mit Wehmuth die Quelle dieses Verkennens berücksichtigen würde, da die Quelle für das Ganze selbst nur verderblich sich bewähren könnte, indem nur Wahrheit an ein glänzendes Ziel führt.

Ich rede hier offen, als Baier. Ich rede ohne Scheu und ohne Furcht vor irgend einer Strafe, so wie ohne Hoffnung auf irgend eine Belohnung. Eine solche wird dem eingebornen Baier ohnedieß nur selten zu Theile. Mein Standpunkt ist der des offenen, redlichen Baiers, der da redet, so wie es ihm das Herz im Busen gebietet. Ich hoffe daher auch, daß es dem Baier erlaubt seyn wird, in Baiern als Baier zu reden, und daß beleidigte Reitzbarkeit nicht das Wort im Munde stocken machen wird.

Voll des glühendsten Patriotismus erkläre ich daher, wie vor siebzehn Jahren, daß ich vorzüg-

lich auf die Selbstständigkeit meines Vaterlandes hinzuarbeiten mich bestrebe; daß ich aber die Möglichkeit dieser Selbstständigkeit nicht einsehe, wenn ein Staat nicht in sich selbst feststeht, und wenn er nicht dahin trachtet, seine innern Hülfsquellen zu vermehren, damit er nicht nach Außen suchen darf, und er nicht der Spielball des Auslandes werde. Ich sehe ferner nicht ein, wie er diese Selbstständigkeit behaupten kann, wenn er seine geographische Lage nicht berücksichtigt, und er nicht jeden Wechsel des Schicksals benützt, sich auf dem ihm zugewiesenen Erdenraume so festzustellen, daß er wirklich feststeht, und in seiner Stellung sich zu behaupten vermag.

Dieß ist der Standpunkt, aus welchem ich beurtheilt zu werden wünsche. Es kann übrigens nicht uninteressant seyn, nach siebzehn Jahren eine Vergleichung mit dem, was damals über die Lage Baierns gesagt wurde, zu lesen, und so das Wahre von dem Falschen zu sichten. Mit derselben Redlichkeit werde ich meine Irrthümer nachweisen, mit welcher ich die Mängel im Vaterlande zur Sprache zu bringen mich bestreben werde, und vorzüglich jene Irrthümer, die ich einem Minister zur Last legte, der bei so stürmischer See das kleine Staatsschif sicher und wohlbehalten in den Hafen zu bringen verstanden hat.

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

Vorerinnerung . . . . . . Seite V

Baiern, als Land. Einwohner desselben. . . = 1

Die erste Stände-Versammlung im Jahre 1819 . 6

Militär. Finanzen. . . . . . . = 24

Justiz. Polizei. . . . . . . = 37

Religions-Verhältnisse. . . . . . = 41

Innerer Geschäftsgang. . . . . . = 43

Civilisation. Schulwesen. Literatur. . . = 45

Kultur des Bodens. Gewerbe. Handel. . . Seite 91

Auswärtige Verhältnisse. 111

Schluß. 117

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Baiern, als Land. Einwohner desselben.

Baiern, als Land, ist beinahe noch immer dasselbe, was es von jeher war, — ein durch das Mainthal nur noch mehr verlängertes Thal, das im Stamm-Lande gegen Osten, Westen und Süden von Oestreich umschlossen, und dessen Angriffen ganz bloßgestellt ist. Baiern ist immer noch mit Sparta zu vergleichen: das ganze Land hat keine Ringmauern. Zwar schien es das Glück dreimal aus dieser bedrängten Lage retten zu wollen: Tyrol, diese natürliche Festung Baierns, ward Baiern einverleibt. Allein gegenseitige Mißverständnisse lösten diese Verbindung bald wieder. Die baierische Regierung wollte sich wohlthätig beweisen, und brachte in der That manches Opfer. Die Tyroler trauten aber dieser Wohlthätigkeit nicht, weil sie sich in ihren Gewohnheiten gestört, — sehr oft unnützer Weise gestört — fühlten, und vereitelten die wohlthätigen Absichten der Regierung. Durch Zwietracht kann nichts Gutes zu Stande kommen. Beiden hätte ihr Wohl näher am Herzen liegen sollen. Baiern kann ohne Tyrol nie einige politische Selbst-

ständigkeit erlangen. Tyrol ist der sichere Rückhalt, wohin die königliche Familie mit allen Schätzen bei jedem feindlichen Ueberfalle sicher sich zurückziehen kann. Durch das Getreideland Baiern auf zwei Jahre verproviantirt, und durch baierische Soldaten in Verbindung mit den Einwohnern vertheidigt, — welche Truppen sind erforderlich, diese weitausgedehnte natürliche Festung zu nehmen! Und am Schlusse bleibt der Rückzug in die Schweitz immer offen, — in die Schweiz, die durch freundschaftliche Verhältnisse an Baiern gekettet ist, und deren Wohl es unumgänglich fordert, eine innige Allianz mit Baiern und den übrigen süddeutschen Staaten zu schliessen. Denn nur dann und unter dieser Bedingniß kann, im Falle der deutsche Bund durch irgend ein Ereigniß gelöst werden sollte, mittels eines solchen Staatenbundes eine gewisse politische Selbstständigkeit errungen werden, die vor grössern Mediatisirungen sicherer würde, wovon bereits schon einmal in den Zeitungen die Rede war.

Im Gegentheile kann Tyrol nur in Verbindung mit Baiern sein wahres Wohl dauernd begründet finden. Berg und Thal vereinigen sich hier zum gegenseitigen Wohlstande, und es ist das traurigste Mißverständniß, das es zwischen Nationen geben kann, wenn der beiderseitige Vortheil so sehr verkannt, und irgend einer leidenschaftlichen Reitzbarkeit so sehr sich hingegeben wird.

Möge hier, zum Wohle beider Nationen, Gottes Friede der Herzen der Menschen sich bemächtigen, und

eine Aussöhnung Platz greifen, die doch dereinst die schönsten Früchte reif machen kann! —

In Hinsicht der Vertheidigung ist also Baiern ein offenes Land, und kann bloß auf den Muth seiner Bewohner und seiner aus Diesen gezogenen Truppen vertrauen. Denn nur als deutscher Bundesstaat kann Baiern Landau in Rechnung bringen, nicht aber als eigener, besonderer Staat.

Um offensiv agiren zu können, ist Baiern, als Selbstmacht, sowohl gegen Osten als gegen Westen hin zu schwach, und kann nur als Hülfsmacht wesentliche Dienste leisten. Welche Dienste es sodann zu leisten vermag, hat die Vergangenheit bewiesen, und Landau und Passau bieten Offensivpunkte dar, wovon besonders der letzte schon als sehr wirksam sich bewährt hat. Allein welche Gefahren Baiern als Hülfsmacht zu bestehen hat, kann gleichfalls die Vergangenheit zur Genüge nachweisen. Im ungünstigen Falle wird es die Beute eines rachsüchtigen Gegners, im günstigen aber hat es die Last zahlreicher Heere zu ertragen, und am Ende von einem Sieger, der bloß seinen Nutzen zu Rathe zieht, eine entsprechende Entschädigung zu erwarten. Auch hierüber kann die Vergangenheit zahlreiche Belege liefern, und Baiern ha es bloß der klugen Lenkung eines scharfsinnigen Ministers zu danken, daß es in einer solchen Lage sich jetzt befindet.

Uebrigens ist Baiern zwar fruchtbar an Getreide und Wein, und hat Ueberfluß an Waldungen; allein

es ist arm an edlen Metallen, und läuft in dieser Hinsicht bei überhandnehmendem Luxus Gefahr, zu verarmen, wenn nicht günstige Umstände einen erhöhten Absatz verschaffen. Wenigstens verarmt der Unterthan, und dieses reicht hin, den Staat selbst in grosse Gefahr zu bringen. Es verdient daher die vorzüglichste Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gewendet zu werden, worüber später ein Mehreres.

Was die Bewohner Baierns betrift; so hat sich hierin eine sehr wesentliche Veränderung ergeben. Alt-Baiern wurde ein grosser Theil der ehemaligen Rheinpfalz und der größte Theil Frankens einverleibt. Wie verschieden aber der Karakter der Bewohner von Weinländern und von Gegenden, in denen bloß Bier erzeugt wird, unter sich ist, hat sich durch eine gewisse Spannung, welche von jeher zwischen den Altbaiern und den Rheinpfälzern bestanden hat, bewiesen. Diese Spannung hatte sich noch dadurch vermehrt, daß viele Residenzstädte zu Provinzialstädten geworden waren, welches Loos immer sehr nachtheilig anfangs gefühlt wird. Ein Wunsch vieler Einverleibten nach Selbstständigkeit und ehemaligem Seyn war daher nicht zu verkennen, und konnte auch von Seite Altbaierns nicht böse gedeutet werden, da es selbst den Werth der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von Aussen zu gut kennt, und fühlt, als daß es gegen Wünsche der Art von Seite Anderer nicht nachsichtig seyn sollte. Inzwischen hat Baiern gegen die Einverleibten so schonend und selbst wohlthätig sich bewiesen, und die stän-

dische Verfassung gewährt den Einverleibten so gleiche Rechte mit den Altbaiern, daß es, bei der politischen Nothwendigkeit der bestehenden grössern Staaten in Deutschland, und der Verbannung jener Zerstückelung, die ehemals in Deutschland bestanden hatte, mit Grund vorherzusehen ist, daß jede Spannung allmählig aufhören, und jener Provinzialgeist ganz verschwinden werde, den Manche den Einverleibten Schuld gegeben haben.

Und hiezu trägt nach meiner Meinung vorzüglich der Karakter der Altbaiern bei, den Jean Paul dem Karakter der Engländer gleichsetzt, und der sich vorzüglich bei der ersten Stände-Versammlung als solcher ausgesprochen hat. Welche Theilnahme an den Verhandlungen herrschte hier unter allen Ständen! Mit welcher Unparteilichkeit wurde hier Dem Ehre gezollt, welcher Ehre verdiente, oder dessen Muth bewundert ward! Und zugleich welche Ordnung und welcher stille Geist der Aufmerksamkeit herrschte unter den Zuhörern auf den Gallerien! Ein Beweis der Empfänglichkeit des Baiers für öffentliche Discussion und Erweiterung eines Gegenstandes!

Die erste Stände-Versammlung.

Wenn Graf von Soden in der Vorrede zu seinem Werke: „Der baierische Landtag vom „Jahre 1819" sagt: „der baierische Landtag war für alle civilisirte Völker des Erdkreises eine merkwürdige und anziehende Erscheinung;" so spricht er, zwar mit etwas Ueberspannung (weil China und manches andere civilisirte Reich gewiß keine oder nur wenige Notiz davon nahmen), — aber in Beziehung auf Europa mit Recht — eine Wahrheit aus, die jedem Zeitgenossen noch im Gedächtnisse seyn wird. Aber wieviel diese Stände-Versammlung dadurch, daß sie zu einem vollkommenen Schlusse kam, zum fernern Bestehen der ständischen Verfassungen in Deutschland, nämlich in der Oeffentlichkeit, wie sie jetzt noch gepflogen werden, beigetragen haben mag, dieß dürfte wohl weniger bekannt seyn, und verdient hier einige Erwähnung.

Das Versprechen ständischer Verfassungen war den deutschen Völkerstämmen zwar von Seite der verbündeten Monarchen gegeben worden, und dieses Versprechen ging auch allmählig in Erfüllung über; als ein Geist in Deutschland sich entwickelte, der Besorgnisse erregte, und Gerüchte von heimlichen Verbindungen und Absichten diese Besorgnisse erhöhten. Die Sekte der Carbonari's in Italien trug hiezu vorzüglich bei, da die Verhandlungen der baierischen Stände-Versammlung in ganz Italien die höchste Theilnahme er-

regt hatten. Und so kam es, daß, als Fürst Metternich aus Italien über München nach Karlsbad reiste, das Gerücht sich verbreitete: er habe gegen den baierischen Minister, Grafen von Rechberg, sich geäussert, er sey froh, daß die Stände-Versammlung ihrem Schlusse so nahe sey, da er ausserdem darauf hätte antragen müssen, daß sie vor erreichtem Ziele geschlossen werde.

Ist dieses Gerücht, das aus einer sehr glaubwürdigen Quelle kam, wahr; so hat es Baiern, und selbst Deutschland, einigen gemäßigt denkenden Deputirten, welche sich Mühe gaben, mehr Nachgiebigkeit und Kühle in die Debatten zu bringen, zu verdanken, daß die ständische Versammlung einen Schluß erreichte, und so sich selbst für die Zukunft konstituirte. Sie stand vor allen Uebrigen als ein leuchtendes Beispiel da, daß auf diese Weise und bei aller Oeffentlichkeit der Verhandlungen und Heftigkeit der Debatten ein Ziel erreicht werden könne. Allein das Mißlingen eines solchen Versuchs hätte die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen müssen. Man blicke nur nach Weimar hin, wo zur Zeit des Troppauer Kongresses, vermuthlich auf höhere Veranlassung, die Offentlichkeit der Verhandlungen aufgehoben ward

So sehr also auch den gewandtesten Rednern der ersten Stände-Versammlung ihr Muth und ihre Ausdauer zur Ehre gereicht; so ist doch nicht minder das stille Wirken anderer Gemäßigtdenkender öffentlich anzuerkennen, um so mehr, als dasselbe noch vielfach

verkannt, und seiner Unscheinbarkeit wegen nicht beachtet wird. Es hatte hier ein glückliches Zusammentreffen statt, welches dem Ganzen Leben und zugleich Ruhe verlieh.

Uebrigens ist auf Seite der Opposition die Absicht nicht zu verkennen, die ständischen Rechte zu erweitern, und die Constitution selbst zu vervollkommnen, — eine Absicht, welche nothwendiger Weise eine Reaction zur Folge haben mußte. Und da die Opposition hauptsächlich aus Rheinbaiern und Franken bestand; so mußte sich die Reaction vorzüglich aus dem Zusammenwirken der Altbaiern bilden, daher sich bald Gerüchte von heimlichen Zusammenkünften, Werbungen u. s. w. verbreiteten — Gerüchte, welche beiderseits mehr oder weniger wahr seyn mochten. Inzwischen gab es unter den Deputirten manchen denkenden Mann, der bloß seiner Ueberzeugung folgte, und sich ganz frei und unabhängig erhielt. Ja die Opposition stellte selbst die sprechendsten Beweise auf, daß es diesen vorzüglichsten Rednern im Ganzen bloß um Wahrheit zu thun sey, und daher sie sich selbst gegenseitig bekämpften, und es mochten bloß ein zu großes Mißtrauen und irrige Ansichten Manchen aus ihnen bisweilen zu weit führen, was in der Natur der Sache zu liegen scheint.

Was nun den Wunsch einer noch bessern Ausbildung und Vervollkommnung der Verfassung betrift; so ist freilich nichts unter dem Monde vollkommen; allein hiemit sollte doch auch nicht die Sache schon abgethan seyn. Es muß eben deßhalb ein Festhalten des errun-

genen Standpunktes, und ein weiters Fortschreiten Platz greifen, weil in der Natur nichts stille steht, und jeder Stillstand gewöhnlich in ein Rückwärtsschreiten übergeht. Eine weitere Ausbildung und Vervollkommnung muß also Platz greifen dürfen, und wer darin Gefahren für den König wittert, muß nur selbst dabei auf irgend eine Weise Gefahr laufen, gewisse Vortheile zu verlieren, welche er besessen hat. Der König ist und bleibt der Repräsentant der Freiheit und der Sicherheit der ganzen Nation in Beziehung auf das Ausland, und da es die vorzüglichste Bestimmung der ständischen Deputirten einer Nation ist, die persönliche Freiheit und Sicherheit, und die Freiheit und Sicherheit des Eigenthums der Unterthanen gegen willkührliche ministerielle Eingriffe zu verwahren; so kann nie ohne Widerspruch die Freiheit und Sicherheit des Königs selbst gefährdet werden, und jeder Versuch der Art würde bei der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen vor der ganzen Nation als sich selbst widersprechend nachgewiesen werden können. Und Wer dürfte es auch wagen, unsern König in der Mitte seiner Unterthanen, ja nur von ferne zu bedrohen?! Er könnte ganz allein, nur von seinen Bologneser Hündchen begleitet, ganz Baiern durchwandern; überall würden seine Unterthanen mit jubelnden Herzen und wachsamen Augen ihn begleiten.

Nein, eine Gefahr kann unserm Könige nie drohen! Mag es auch überspannte Ansichten geben, —

sie sind weder allgemein, noch können sie sich, bei der Oeffentlichkeit der Verhandlungen, lange behaupten. Ueberdieß bewahrt der eigentliche Bürgerstand zu sehr ein redlich empfindendes Herz und einen gesunden Menschenverstand, als daß überspannte Ansichten je ins Leben selbst übergehen könnten. Das allgemeine Urtheil, die öffentliche Meinung ist ihnen entgegen.

Ja, ich behaupte, daß, je mehr der reine konstitutionelle Geist unter einer Nation Wurzel schlägt, desto unantastbarer und sicherer der Regent selbst ist. Denn jede Beleidigung desselben muß sodann als eine Beleidigung des Repräsentanten der Freiheit und Sicherheit der ganzen Nation angesehen werden, und jeder Einzelne muß sich dadurch beleidigt und aufgerufen fühlen, die Schmach zu rächen. So erzeugt sich dann jener Gemeingeist, der im äussersten Gliede der Nation Leben und Handlung gewinnt, und der im Innern Ruhe und Eintracht erzeugt, gegen Aussen aber eine volle Gesammtkraft entwickelt. Und zu einer Gesammtkraft der Art scheint keine Nation mehr berufen zu seyn, als der Baier.

Dieß ist der Geist des rein konstitutionellen Systems. Der Bürger und Unterthan ehrt in der Freiheit und Sicherheit seines Königs seine eigene Freiheit und Sicherheit: jene ist ihm der Garant seiner eigenen, und so wie jene gefährdet erscheint, glaubt er auch seine eigene gefährdet. Seine Wachsamkeit, oder, was dasselbe heißt, seine Repräsenta-

tion durch die Stände, ist also nur gegen jeden möglichen Eingriff der blossen Willkühr gerichtet, der die Freiheit und Sicherheit des Unterthans gefährden könnte. Dieser Eingriff kann nun bloß von Seiten der Staatsbeamten Platz greifen, da diese die vollziehende Gewalt sowohl in richterlicher als administrativer Hinsicht in ihren Händen haben. In Beziehung auf diese bilden also die Stände die Kontrolle, und bringen öffentlich jede Beschwerde zur Sprache. So wie jedem einzelnen Bürger und Unterthan, muß es auch dem Könige am Herzen liegen, daß die Willkühr nicht herrschend werde; denn wozu besteht alle Gesetzgebung anders, als zur Beschränkung der blossen Willkühr?! Und kann man wohl ungeregelte Willkühr dulden, wo Ruhe und Ordnung herrschen sollen? Baut man wohl Disteln und Dornen, um Weitzen zu ärndten? Gewiß nicht! Dem Regenten muß also eben sowohl, als dem Bürger und Unterthan daran liegen, daß die Willkühr der Staatsbeamten gezügelt, und durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen über die Beschwerden der Unterthanen mittelst der Kontrolle der Stände beschränkt werde.

Wer nun bei der Vervollkommnung der Staats-Verfassung Gefahren für den König wittern sollte, müßte entweder die Klasse der Unterthanen, aus deren Mitte die meisten Deputirten genommen sind, gar nicht kennen, oder sein Interesse nicht durch eine solche Vervollkommnung gefährdet seyn. In erster Hinsicht kann nämlich unser König von Seite des Bürger- und Bauernstandes nie Gefahr laufen, daß seine Würde und

Sicherheit durch sie sollten beeinträchtigt werden. Das hiesse die zwei nützlichsten und würdigsten Stände im Staate verläumden. Wem liegt mehr daran, daß die Ruhe des Staates nicht gestört werde, als diesen beiden Ständen? Und wer hat von jeher für seinen Regenten mehr gelitten und geduldet, als diese beiden Stände? — Ich will hier diese Fragen nicht weiter fortsetzen, sondern gehe vorläufig zum zweiten Punkte über, wonach sich zur Erörterung des ersten Punktes noch mehrere Gelegenheit darbieten wird.

Allerdings gibt es Solche, deren Interesse durch die Vervollkommnung der Staatsverfassung gefährdet wird. Ich zähle darunter herrschsüchtige und ehrgeitzige Staatsbeamten, welche den Unterthan als einen nicht dem Gesetze, sondern ihrer Richterpflicht Untergebenen, worüber sie Niemanden, als ihrem milden Regenten oder eigentlich nur ihren vorgesetzten Staatsbeamten verantwortlich seyn wollen, betrachten, — und die Besitzer der Feudalrechte, die sich bei der jetzigen Ordnung der Dinge wieder sehr wohl zu befinden scheinen. Was die ersten betrift; so wissen wir, daß Napoleon zur Begründung seines Despotismus sich nicht bloß der eigentlichen Armee, sondern eines Heeres von Civilbeamten bediente, die der Unterthan zu besolden hatte, und wofür er die Knute derselben zu rechter Zeit zu fühlen bekam. Auch in Baiern schlich sich dieses Unwesen immer mehr ein, und ein Minister, der früher selbst die zweckmäßigsten Verfügungen gegen dieses Unwesen getroffen hatte, wurde vom Stro-

me der Zeit dahingerissen, dem neuerdings einwurzelnden Uebel nicht zu begegnen — ein Versehen, das er vielleicht selbst am Bittersten in der Folge wird gefühlt haben. Beamten-Despotismus war nun in Baiern nichts Seltenes mehr, und Mancher erschien als ein Wesen höherer Ordnung, als Repräsentant des Königs, der wohl sich selbst am Besten zu repräsentiren im Stande ist. Wenn in einem Staate einmal der Beamtenstand den Regenten und die Nation zu trennen sucht, sich zum Staatsdiener, und die Nation zum blossen untergethanenen Wesen erklärt, dann darf der Regent auf seiner Hut seyn, daß er nicht selbst zu einem untergethanenen Wesen seiner Mameluken wird. Ist der Beamte wirklicher Staats-Diener; dann ist er sowohl Diener des Regenten, als auch Diener der Nation, und er ist daher Beiden öffentliche Rechenschaft schuldig, wozu ständische Versammlungen als Kontrolle da sind. Glaubt er aber bloß dem Regenten verantwortlich zu seyn; dann sündigt er auf die Milde desselben und auf die Unmöglichkeit, daß Alles an's Tageslicht gebracht werden könne, wozu ihm hunderterlei Mittel zu Gebote stehen. Die Nation leidet, und mittelbar der Regent mit ihr, und es entsteht sodann jene Dienstbothen-Wirthschaft im Grossen, die sich im Kleinen überall so verderblich und zu Grunde-richtend zeigt. Zuletzt, wenn es so weit, wie in Frankreich, kömmt, erscheint ein major domus oder so etwas dergleichen, und der eigentliche Regent erfährt sodann, welche Schlange er im Busen nährte.

Ich will hier nicht weiter fortfahren, obschon ich es sehr wohl könnte, sondern gehe zu den Besitzern der Feudalrechte über, die ihren bleiernen Scepter neuerdings sich in die Hände gegeben sehen.

Ich führe hier vorläufig nur das an, was in der dießjährigen Bauernzeitung ein kenntnißreicher Mann über die Ablösung des Grundeigenthums sagt: „So glühend in jedem Grundbesitzer der Wunsch liegt, — heißt es S. 336 — daß er die Scholle Erde, welche er im Schweiße seines Angesichtes baut, sein ausschließliches freies Eigenthum nennen könne, und so verzeihlich, natürlich und vernünftig dieser Wunsch in jeder Beziehung ist; so wenig ist gegenwärtig zu hoffen, daß viel Gebrauch von der gesetzlichen Freistellung der Grundobereigenthums-Ablösung gemacht werde, weil eines Theils der Bauernstand zu sehr verarmt ist, um die Ablösungssumme baar oder in Fristen bezahlen zu können, und andern Theils diese Ablösungen für den ohnehin überall und immer mißtrauischen Bauer etwas so ominös Abschreckendes haben, daß er bei besser gefüllter Kasse nicht so leicht zu einer Ablösung zu bereden seyn möchte, und lieber unter der Last seiner Grund-Angehörigkeit und Abgaben auf altem Fuße fortkümmert, als daß er sich durch vergeldliche Erwerbung des vollen Grundeigenthums aus seinem beschränkten, oft erbärmlichen Zustande in jenen eines unbeschränkten, für sich arbeitenden und verbessernden Hausvaters herauszuschwingen zu versuchen getraut."

„Ohne einen Grund für diese scheinbare Indolenz angeben zu können, gesteht er, sehr in die Enge getrieben: er traue den Herren nicht!“

„Und ich meyne beinahe, der Bauer hat hier nicht ganz unrecht; denn wenn man einen Ablösungs-Kalkul bedächtlich durchblickt, so findet sich doch immer gar mancher Stein des Anstosses und des Aergernisses darin, der zugleich als Urkunde dafür dient, daß der Reichere nur den höchst möglichen Nutzen des Staatsärars oder seiner Privatherrschaft beabsichtete, sich aber gar nicht um den Bauer bekümmerte.“

Und nun weist der Hr. Verfasser so manchen Stein des Anstosses und des Aergernisses nach, daß es zuletzt keinem Zweifel unterliegt, die Sache wird, wie bisher, beim Alten bleiben.

Wenn nun die Grundsätze der Ablösung des Grund-Eigenthums, welche zu einer Zeit aufgestellt wurden, zu welcher die Regierung sich wohlthätig gegen den Unterthan beweisen wollte, schon als eigentlich dem Bauer nicht wohlthätig dargestellt werden; was wird man erst dazu sagen, wenn man erfährt, daß der jetzige Herr Finanzminister diese Grundsätze als sehr nachtheilig dem allerhöchsten Aerar ansieht, und dieselben zu jenen verschwenderischen Maßregeln zählt, die bewirkt haben, daß es mit den Finanzen Baierns so weit gekommen ist, als es nun wirklich der Fall sey? Und doch ist es

so! — Es frägt sich also, was läßt sich unter solchen Umständen wohl für die volle Freiheit des Grundeigenthums und die eigentliche wesentliche Emporbringung der Landwirthschaft erwarten? — Möglich ist es zwar, daß, vom Geiste des Finanzministeriums in Kenntniß gesetzt, die untergeordneten Behörden von selbst die Vollziehung der Ablösung des Grund-Eigenthums erschwerten, — ich sage, möglich ist es allerdings; — allein, was beweist dieses Faktum anders, als — daß es noch sehr Viele geben dürfte, die bei einer Vervollkommnung der Staatsverfassung ihr Interesse gefährdet sehen? — In der That! Es unterliegt dieses kaum einem Zweifel.

Nichts desto weniger möchte ich nicht, so sehr ich von der Zulässigkeit überzeugt bin, behaupten, daß eine Vervollkommnung der Staatsverfassungsurkunde übereilt in's Leben gerufen werden sollte. So sehr ich nämlich von der Nothwendigkeit einer Vervollkommnung überzeugt bin, so bescheide ich mich doch, daß, dieses Bedürfniß zu erfüllen, es noch nicht an der Zeit sey. Ich führe hier als Beleg dieser Meinung nur ein paar Punkte an, die das Gesagte bestätigen können.

Ich bin nämlich innigst überzeugt, daß die auswärtigen Angelegenheiten Baierns eben sowohl einer öffentlichen Discussion in der Stände-Versammlung unterliegen, als alle übrigen ministeriellen Verwaltungs-Zweige. Ja, ich glaube sogar, daß es unserm Könige, als Repräsentanten der Freiheit und Selbststän-

digkeit der Nation in Hinsicht des Auslandes, wesentlich daran gelegen seyn muß, daß seine Stelle im Auslande würdig vertreten werde, weil ausserdem nicht bloß Er, sondern auch die Nation wesentlich verlezt und beleidigt wird. Soll nun hierüber der König selbst der Nation nicht verantwortlich gemacht seyn; so muß das Ministerium des Auswärtigen der Nation hierüber verantwortlich gemacht werden, das heißt, es muß in der Stände-Versammlung darüber discutirt werden können, ob das Ministerium des Auswärtigen die Freyheit und Selbstständigkeit der Nation nach Aussen würdig vertreten habe oder nicht. Dieß liegt ganz offen am Tage. Einzuwenden, daß die deutschen Bundes-Verhältnisse Baiern an einer solchen öffentlichen Diskussion hindern, heißt nichts einwenden; denn diese Bundesverhältnisse können sehr wohl respektirt werden, und müssen es auch, so lange sie überall respektirt werden. Ja, es ist sogar ein Gegenstand dieser öffentlichen Diskussion, ob das Interesse Baierns auf dem Bundestage rein besorgt, ob von Seite der Bundesglieder alle Verbindlichkeiten rein erfüllt, und also Baiern auf dem Bundestage mit aller Umsicht repräsentirt werde. — Ich zweifle indeß keineswegs an der jetzigen Repräsentation Baierns in Frankfurt, da ich sie sehr hoch schätze.

Obschon nun innigst von allem diesem überzeugt, glaube ich dennoch, daß bisher der günstige Zeitpunkt noch nicht erschienen ist, dieses Alles in's Leben treten

zu lassen. Ja, ich glaube vielmehr, daß es sehr heilbringend für Baiern war, daß eine solche Uebereilung nicht statt hatte. Nicht bloß, weil ich glaube, daß die Mehrheit zu solchen Diskussionen noch nicht geeignet sey, — dieß lernt sich bald von den Anführern der Partheien, so, wie sich Manches bei der ersten Stände=Versammlung gelernt hat, — sondern auch, und ganz eigentlich, weil es noch nicht an der Zeit war, in dieser Hinsicht öffentlich aufzutreten. —

Ausserdem aber unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß man der Nation Rechenschaft darüber schuldig ist, wie die auswärtigen Verhältnisse besorgt und unterhalten werden? Mit wessen Blut und auf wessen Kosten werden die Kriege geführt? Auf Kosten der Nation und der erwerbenden Klasse! Würden der Bürger und der Landmann ihre Einwilligung je zu Kriegen geben, die durch die Erhaltung ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nicht nothwendig gemacht werden? Gewiß nicht! denn die deutschen Volks-Stämme haben bereits jene Bildungsstufe erreicht, daß sie glauben — durch Verdienst und Arbeit ihren Bedürfnissen Genüge leisten zu müssen, nicht aber durch Raub, Mord und Plünderung. Sie glauben vielmehr, es sey nur dagegen vorzubeugen, daß die Früchte des Fleißes und des eigenen Verdienstes nicht dem Müssiggange oder den bloß klügelnden Rechnungsmaschinen zu Theile werden sollen.

Allein wie kann diesem Uebelstande anders vorgebeugt werden, als dadurch, daß die erwerbende Klasse einmal ganz mündig erklärt werde, das heißt, daß sie über die Verwaltung und den Verbrauch dessen, was sie zu geben hat, auch zur Sprache kommen dürfe: — eine Forderung, die gewiß nicht zu den Unbilligen zu zählen ist. Und wann hat die erwerbende Klasse wohl mehr zu geben, als zur Kriegszeit, wo Leben und Vermögen auf dem Spiele stehen? Und für Fälle der Art sollte der erwerbenden Klasse bei der Berathung keine Stimme zu Theile werden? — Was wird wohl die Folge davon seyn? — Im Falle eines ausgezeichneten Unglücks Haß, Untreue und selbst Abfall vom Regenten!

Ich glaube nun hiemit den ersten Punkt erörtert zu haben, der mir in Hinsicht unserer Verfassungs-Urkunde auf dem Herzen liegt, und schreite zu einem zweiten über.

Die portugiesischen Cortes verhandelten erst kürzlich die Frage: „Ob Staatsbeamte zu Stellvertretern gewählt werden können?" — und Don Bastos beantwortete sie verneinend. Folgendes sind seine Worte*): „Obgleich die spanische Konstitution den Staatsbeamten die Wahlfähigkeit einräumt; so ist doch

*) Siehe Allgemeine Zeitung Nr. 310 des Jahrgangs 1821.

dieß ein Punkt, mit dem selbst viele Spanier nicht einverstanden sind. So wie jede Freiheit, so muß auch die Wahlfreiheit ihre Schranken haben. Diese Schranken werden durch das Interesse der Gesamtheit gezogen, dem das Interesse der Einzelnen weichen muß. Das Interesse der Gesamtheit fordert aber, daß die Gesetze zum Vortheile der Regierten und nicht der Regierenden gegeben werden. Es giebt zwar auch unter den Regierten verschiedenartige Interessen, allein wenn selbst eines davon vorherrscht; so werden doch die andern deßhalb nicht vernachläßigt. Herrscht das Ackerbau-Interesse vor; so wird zwar der Ackerbau am meisten gewinnen, aber auch der Handel wird Produkte zum Umsatz und Absatz für seine Waaren finden. Herrscht das Industrie-Interesse vor; so werden auch Ackerbau und Handel dabei ihre volle Rechnung finden, wie ich denn innig überzeugt bin, daß die industriellen Klassen die geeignetsten sind, um eine National-Repräsentation zusammenzusetzen. Wenn aber das Beamten-Interesse in einer gesetzgebenden Versammlung vorherrscht; so werden die nothwendigen Folgen davon Unterordnung aller übrigen Interessen unter das der Regierenden, Aussaugung der Hülfsquellen des Landes und Beugung der Nation unter das Joch des Despotismus seyn. Ich gestehe zwar gerne ein, daß in Zeiten großer Krisen und Umwälzungen Heroen unter den Staatsbeamten aufgestanden sind, und mit Hintansetzung des Eigenvortheils nur der Stimme des öffentlichen Besten Gehör gegeben haben; allein die Konstitution macht man nicht für die Gegenwart, son-

dern für die Zukunft, wo letztere Stimme leiser sprechen kann. Seit Montesquieu den Grundsatz aufgestellt hat, daß keine Freiheit da Platz greifen kann, wo die gesetzgebende, die vollziehende und die gerichtliche Gewalt nicht streng von einander geschieden sind, hat man viel daran gearbeitet, diese Scheidung zu bewirken, und fix zu machen, und gleichwohl hat man immer die verschiedenen Gewalten vermischt und amalgamirt. Indem man die öffentlichen Beamten zur Abfassung der Gesetze zuläßt, paaret man in demselben Menschen den Vollzieher der Gesetze mit dem Gesetzgeber. Giebt es einen handgreiflicheren Widerspruch, als in einem Lande, wo der König nicht den geringsten Antheil an der Abfassung der Gesetze hat, dieses Vorrecht den Agenten seiner Macht einzuräumen?" —

Allein nicht bloß in Hinsicht der gesetzgebenden Gewalt, sondern auch in Hinsicht der vollziehenden und richterlichen Gewalt erregt die Wahlfähigkeit der Staatsbeamten zu National-Repräsentanten Bedenken. Denn sollen die Stände die Kontrolle bilden, daß die vollziehende Gewalt sowohl in richterlicher, als administrativer Hinsicht, welche in den Händen der Staats-Beamten sich befindet, nicht willkührlich mißbraucht und überschritten werde; so frägt es sich: „Kann wohl diese Kontrolle den Staatsbeamten selbst anvertraut werden?" — Ich habe alle Achtung gegen den Beamtenstand; allein konsequent muß diese Frage verneint werden.

Nichts desto weniger frage ich: „Was würde wohl aus der ersten Stände-Versammlung in Baiern geworden seyn, wenn keine Staatsbeamten sich unter den Volks-Repräsentanten befunden hätten?“ — Gewiß hat mancher Staatsbeamte die Würde eines Volks-Repräsentanten tiefer und inniger gefühlt, und seinen Pflichten mehr Genüge geleistet, als viele Repräsentanten aus dem Bürger- und Bauernstande. Die Nation scheint sich noch nicht auf jener Bildungsstufe zu befinden, daß sie sich selbst rein repräsentiren, und jene Kontrolle aus sich selbst herstellen könnte. Noch scheinen die Zöglinge der gelehrten Bildung nicht so zahlreich zu seyn, daß viele derselben, mit Verzichtleistung auf alle lukrativen Staatsdienste, in den Bürger- und Bauern-Stand freiwillig zurücktreten, und hier den Kern zur Auswahl künftiger Volks-Repräsentanten bilden. Und so lange dieses der Fall nicht ist, wird nie von einer Bestreitung der Wahlfähigkeit der Staatsbeamten zu Volks-Repräsentanten mit Erfolg die Rede seyn können. Dieß scheinen auch die portugiesischen Cortes gefühlt zu haben, daher sie trotz des Eindrucks der Rede Don Bastos die Wahlfähigkeit der Staatsbeamten zu Volks-Repräsentanten beschlossen haben.

Ein dritter Punkt ist, daß blos die Reichen oder jene, welche den größten Besitzstand haben, in Baiern Repräsentanten der Nation werden können. Dagegen haben viele baierische Unterthanen, wie ich aus

Erfahrung weiß, sich schon oft erklärt, indem sie meynen, daß der Reiche oder der große Gutsbesitzer das Interesse der kleinern Gutsbesitzer nicht gehörig vertrete. Und dieser Punkt bedürfte vielleicht vor allen Uebrigen einer Modifikation, indem die Zahl der Unterthanen, welche zu Volks-Repräsentanten geeignet sind, ohnedieß nicht sehr groß ist, und durch jene Beschränkung der Wahlfähigkeit diese Zahl nur zu sehr vermindert wird.

Ich habe hier frei meine Meinung gesagt, ohne Scheu, Diesem oder Jenem zu mißfallen. Ich gehe nun auf die einzelnen Verwaltungszweige über, um darüber zu äussern, was manchem Baier auf dem Herzen liegen dürfte.

Militär. Finanzen.

Wenn ich im Jahre 1804 behauptete, daß es den baierischen Truppen an Bravour nicht fehle; so haben sie dieses seither mehr als zur Genüge bewiesen. Jeder Baier wird in dieser Hinsicht seine vaterländischen Krieger loben müssen, und das Ausland wird ihnen dieses Lob nicht versagen können. Als daher in der Stände-Versammlung auf die Reduction der Armee angetragen wurde; so mußte jeder Baier, der die Lage der Dinge kannte, und die Zukunft einigermassen ahnen konnte, diesem Antrage seinen Beifall versagen, indem eine schlaggeübte Armee nicht jeden Augenblick geschaffen ist, und der Geist derselben, wenn er einmal in ihr herrschend geworden ist, geehrt und geachtet werden muß. Obschon daher jeder Baier die Last fühlte, die eine so zahlreiche Armee jedem einzelnen Unterthan aufbürdet; und obschon er in dieser Hinsicht dem Antrage in der Stände-Versammlung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ; so unterzog er sich doch gerne der Last, eine so zahlreiche Armee zu erhalten, überzeugt, daß das Beste des Vaterlandes dieß fordere. Die Folge der Zeitereignisse wird vielleicht diese Ueberzeugung rechtfertigen.

Wenn ich übrigens in Hinsicht des Militärs einen Wunsch äussern dürfte, so wäre es die Bitte, keinen Luxus im Militär emporkommen zu lassen. Als die Römer noch auf irdenen und hölzernen Tellern assen,

und die erbeuteten goldenen und silbernen Gefässe verschmähten, blühte der römische Staat immer mehr seiner Grösse entgegen. Als er sich aber dem Luxus und der Verschwendung überließ, verzehrte sich allmählig der Keim seiner Grösse, und troß seiner anscheinenden Vergrösserung kam der Staat doch schon in Verfall. Mir ist, abgesehen vom Fußvolke, der baierische Chevauxleger das Bild des wahren vaterländischen Soldaten. Er vereint Einfachheit mit Würde und Kraft. Ueber ihn hinaus sollte man nicht streben wollen: er leistet mehr, als andere. Daß übrigens ein Unterschied der Waffengattungen nöthig ist, sehe ich sehr wohl ein: inzwischen die Hauptsache ist, — wozu sich der Mensch am Besten eignet.

Ueberdieß vermehrt dieser Luxus ohne wesentlichen Nutzen die Auslagen, und zehrt am Marke des erarmten Unterthans. Wozu soll bei dem gegenwärtigen Geldmangel und dem Drucke, der auf den Unterthanen lastet, ein solcher Flitter dienen? Kann er wohl das Elend verhüllen, das den Landmann drückt? Und stellen nicht die Vergantungen so vieler Bauerngüter, die in allen Zeitungen enthalten sind, gegenüber öffentlich einen schreienden Kontrast auf? — Mag auch der Residenzstädter die Verarmung des Unterthans nicht kennen (obschon ich weiß, daß die Bürger der Residenzstadt sie sehr wohl kennen); vom Wohlstande der Residenzstadt ist eben so wenig auf den Wohlstand der übrigen Unterthanen zu schließen, als von einer gefüllten Staatskasse, die aus Quellen ihre Zuflüsse schöpft,

welche den Unterthan nur immer mehr aussaugen. Daß also hierin wenigstens ein Stillstand eintreten sollte, fühlt jeder Baier sehr lebhaft.

Ausserdem wünsche ich, daß in Hinsicht der Nationalgarde die Sache nicht übertrieben werden möge. Es leiden darunter Gewerbe und Ackerbau, und die Kultur schreitet dabei nothwendiger Weise zurück. Ist die Armee im guten Zustande, wie es in Baiern wirklich der Fall ist; so bedarf es auch keiner Uebertreibung.

Ein Hauptvorwurf, welcher Baiern von den Feinden meines Vaterlandes gemacht wurde, war schon seit vielen Jahren die Emporhaltung einer so zahlreichen Armee. Man wünschte insgeheim jene Zeit zurück, da Baiern diktirt worden war, nicht mehr, als 6000 Mann Truppen, halten zu dürfen. Mit den Auslagen, welche eine so zahlreiche Armee fordere, verband man zugleich den schlechten Zustand der Finanzen, und vergrösserte diesen schlechten Zustand nach seiner Art und Weise. Der Schuldenstand sollte bereits, so viel man wisse, mehr als 200 Millionen Gulden betragen; allein man sage es nicht, und er betrage zuverläßig noch ungleich mehr. So ging es nun in den Schraubenwindungen feindseliger Muthmassungen vorwärts, und man konnte kein anders Ziel finden, als den nahen Untergang Baierns, den sein erster Minister Graf Montgelas, planmäßig mit den Seinigen bearbeite.

Was doch der gute Wille eines Feindes nicht Alles zu sehen vermag! In der ersten Stände-Versamm-

lung wurde der ganze Schuldenstand erhoben, und — man traute seinen Augen kaum — der Schuldenstand war bei Weitem nicht so groß, als man sich eingebildet hatte. Man vermuthete irgend einen Rückhalt; allein es fand sich keiner. Man mußte sich endlich gestehen, daß der Zustand der Finanzen nicht so schlecht sey, als man geglaubt hatte.

In der That, wer die politische Rolle kennt, welche Baiern zu spielen genöthigt war, und wer da weiß, auf welche Weise es sich aus einer so verwickelten Lage herausarbeitete, der wird Baierns ersten Minister loben müssen, daß er dieß so bewerkstelliget hat. Ich war nie ein Lobredner dieses ersten Ministers, so lange er an seiner Stelle war; vielmehr verkannte ich ihn. Allein desto unparteiischer wird auch mein Lob jetzt seyn, das ich ihm hiemit zolle. „Wenn das Schif ruhig im Hafen liegt, — sagte Carnot nach den Tagen der Schreckensperiode, — ist es leicht, zu sagen, was auf offener stürmischer See hätte gethan werden sollen. Allein früher wußte man es nicht. Man freue sich also, daß es in den sichern Hafen gebracht wurde.“ — Etwas Aehnliches könnte auch Graf Montgelas zu allen seinen Gegnern sagen.

Eine Schuldenlast der Art zu decken, und den Staatskredit allmählig wieder emporzubringen, ist daher bei den zu Gebote stehenden Hülfsmitteln keine so schwere Sache, als man sie zu machen scheint, wenn nur einmal jene Schuld legal bekannt gemacht, und so jenem Mißkredite begegnet worden ist, den eine feind-

selige Sinnesart erregt hatte. Der jetzige blühendere Zustand der Finanzen kömmt also zuverläßig auch zum Theile auf Rechnung des vorigen Ministeriums zu stehen; — denn man hatte etwas zu sehr ins Dunkle gemalt. Ehre, wem Ehre gebührt! Ich bin keineswegs Willens, den glänzenden Eigenschaften des jetzigen Herrn Finanzministers zu nahe zu treten. Nur behaupte ich, daß der finanzielle Zustand Baierns nicht so verzweifelt war, als man ihn zu machen sich bestrebt hatte.

Zugleich muß ich aber auch bemerken, daß die Emporbringung des Staatskredits noch lange nicht die Emporbringung des Wohles der Nation selbst ist. Denn, wenn jene Emporbringung zwar zum Wohle der Nation beitragen kann; so können doch auch andere Dinge geschehen, die wesentlich das Wohl des Unterthans nicht fördern. Wäre der Staatskredit allein das Höchste; so wäre das türkische Finanzsystem das Beste. Dieses bedarf gar keine Schulden zu machen. Man erlaube mir, hierüber noch mehr zu sagen.

Wenn z. B. die Steuern jetzt früher eingetrieben werden, als ehemals; so ist dieses eine neue Belästigung, die man dem Unterthan aufbürdet. Allerdings läßt sich durch eine frühere Erhebung Mehreres leisten; allein eine solche neue Anstrengung der Kräfte der Nation fordert auch auf der andern Seite jene Pflege und Wartung des Unterthans, die ihn fähig macht, solche Anstrengungen zu leisten. Es frägt sich also, was ist von dieser Seite zum Wohle des Unter-

thans geschehen, das ihn von so vielen Verlusten, die er während beinahe zwei Decennien erlitten hat, hätte erholen machen können?

Wenn man Alles möglichst sorgfältig durchgeht; so findet sich vorzüglich die Zahlung der Staatszinsen und einiger Staatskapitalien hier vor, was allerdings eine Wohlthat für sehr Viele ist. Ich finde aber ausserdem nichts mehr von Belang; denn man wird die Strenge, womit die Feudalrechte neuerdings emporgehalten werden, gewiß für keine Wohlthat ansehen. Wir wollen aber nun auch im Gegentheile untersuchen, ob nicht wesentliche Wohlthaten unterlassen, oder dagegen etwas Nachtheiliges für den Unterthan gethan worden ist.

Und ich finde nun hierin, daß durch die Operationen bei der Getreidetheurung und durch die so lange verzögerte Zahlung vorräthig liegender Gelder (ich meyne hier vorzüglich die von Frankreich an Baiern bezahlten) der baierische Unterthan ganz eigentlich Geldarm geworden ist, und daß, wäre hierin einsichtsvoller und schneller verfahren worden, gar viele Unterthanen nicht zu Grunde gegangen, und gar manche Gant nicht ausgebrochen seyn würde. Dieß kömmt nun zu beweisen, und ich werde hier Einiges als Beleg anführen.

Nach so vielen Kriegen, welche auf Kosten des Unterthans auf baierischem Boden geführt wurden, bei denen Freund und Feind, und jene noch mehr, bloß

auf Kosten des Unterthans lebten, trat ein Zustand der Erschöpfung ein, der jede Arbeit, jede Verbesserung lähmte. Es fehlte an Zugvieh, die erforderliche Arbeit zu leisten, und ich kenne Gegenden, die weder ihre Aecker sorgfältig und rein bearbeiten, noch sie besaamen konnten. Eine sehr große Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Produkte kam noch hinzu, so, daß es kaum der Mühe lohnte, die Aecker zu bebauen.

Unter solchen Verhältnissen ging das Jahr 1816 großentheils vorüber, als sich allmählig die Getreide-Preise hoben, und eine günstigere Aussicht für den Landmann sich eröfnete. Inzwischen waren die Aecker an vielen Orten keineswegs sehr sorgfältig bestellt, und eine ungünstige Witterung im Jahre 1817 vollendete, was Mangel an Fleiß und Arbeit vorbereitet hatte. Nichts desto weniger war die Ernte an vielen Orten mittelmäßig, ja an manchen Orten, besonders in sandigen Waldgegenden, besser als mittelmäßig, indem das Korn sehr schönes Mehl lieferte, und sehr dünnschällig war. Man erwartete daher auch in solchen Gegenden zur Zeit der Ernte ein Sinken der Getreid-Preise, und da sich jetzt der Bauer einigermassen erholt hatte; so ergänzte er seinen Zug, und bestellte alle seine Aecker vortrefflich; ja Mancher holte das nach, was er bisher zu thun unterlassen hatte. Die schönste Witterung begünstigte sein Unternehmen; der Acker arbeitete sich sehr schön, die Wurzeln des Unkrautes vertrockneten an der fast immer unverdunkelten Sonne, und die Saat keimte vortrefflich, und kam

bestens in den Winter hinein. War dieser und das kommende Frühjahr nicht äusserst ungünstig; so war ein sehr fruchtbares Jahr nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit vorherzusehen.

Dieß war die Lage der Dinge, als die Getreid-Preise mit einem Male immer höher stiegen. Die Furcht kannte nun bald keine Grenzen mehr. Der Geldwucher benützte diese Gelegenheit, und mengte sich darein, und bald sah man die Getreidpreise auf eine Höhe hinauftreiben, wie dieß nur der Wucher zu thun vermochte. Anstatt nun durch Oefnung der eigenen Getreidkästen und Verkauf an die Bedürftigen diesem Wucher schnell zu begegnen, ließ man sich vielmehr selbst durch Furcht lähmen, und wurden die eigenen Getreide-Vorräthe durch Beitreibung des Zehents in natura noch mehr aufgehäuft, dieses Zehentgetreide also ebenfalls dem öffentlichen Markte entzogen. Dagegen wurden Kontrakte abgeschlossen, zufolge deren ausländisches Getreide in einer solchen Menge nach Baiern gebracht wurde, daß erst im verflossenen Jahre noch (1821) sehr Vieles um einen Preis verkauft wurde, der vielleicht nicht die Zinsen des Ankaufs-Kapitals beträgt. — Und warum geschah dieses Alles? Aus Furcht, der liebe Gott möchte im künftigen Jahre auch kein Getreide in Baiern wachsen lassen, und aus praktischer Nichtkenntniß der eigentlichen Getreide-Production in Baiern. — In diesem einzigen Jahre ging mehr Geld für Getreide in's Ausland, als in vier andern Jahren Geld für Getreide vom Aus-

lande nach Baiern geflossen ist. Und da doch Getreide ein Hauptprodukt Baierns ist; so springt der Einfluß in's Auge, den diese Gelderportation auf den Geldumlauf in Baiern selbst haben mußte.

Diese finanzielle Maßregel hat, ich behaupte es, den empfindlichsten Nachtheil nicht bloß der Landwirthschaft, sondern allen Gewerben in Baiern zugefügt. Wäre durch baldige Oefnung der Getreidekästen der Regierung dem Wucher schnell begegnet worden; so hätte sich der Getreideankauf vom Auslande auf eine sehr mässige Summe beschränkt, und es hätte vielleicht der Schwärzhandel an der böhmischen Grenze und am Inn hingereicht, das eigentliche Defizit zu decken. Dem Vaterlande selbst wäre aber eine Summe Geldes erhalten worden, deren Verlust nach so vielen Verlusten und bei einem schon so empfindlichen Geldmangel für Baiern doppelt fühlbar seyn mußte.

Ich habe nun die so lange verzögerte Zahlung vorräthig liegender Gelder zu berühren, welche Verzögerung ebenfalls einen nachtheiligen Einfluß auf den Geldumlauf in Baiern hatte. Bekanntlich zahlte Frankreich zehn Millionen Franken an Baiern für Privat-Forderungen baierischer Unterthanen an Frankreich. Diese zehn Millionen sollen wegen Umsetzung auf sieben Millionen zusammengeschmolzen seyn, welche Summe erst in diesem Jahre vollständig ist bezahlt worden. Es wurden daher die Grundsätze bekannt gemacht, nach welchen die Privatforderungen zum Zuge kommen sollten, und zufolge dieser Grundsätze die Liquidation

angefangen. Diese Liquidation dauert noch fort, und wer die Menge der Kisten gesehen hat, worin die Akten aufbewahrt lagen, wird sich sehr wohl bescheiden, daß diese Liquidation noch nicht sobald beendigt werden dürfte. Es frägt sich nun, war der Staat berechtigt, diese Masse Geldes so lange nuzlos aufgehäuft liegen zu lassen? War er nicht schuldig, jene Grundsäze, nach welchen die Forderungen klassifizirt wurden, sogleich aufzustellen, und hienach sogleich die Liquidation zu beginnen, so, daß jezt wenigstens, nachdem die ganze Summe eingelaufen ist, die Geldvertheilung sogleich hätte Plaz greifen können? War er nicht vielmehr schuldig, nachdem die Hälfte der Zahlung geleistet war, auch die Hälfte der Forderungen auf Abschlag zu befriedigen? — — Oder konnte dieses nicht geschehen, weil vielleicht, wenn Zwischenvorfälle die Zahlung von Seite Frankreichs eingestellt hätten, die Grundsäze der Vertheilung selbst eine Abänderung erlitten hätten? Dann würden diese Grundsäze keine strengen Rechtsgrundsäze seyn, sondern veränderliche. Eine Vertheilung nach unveränderlichen Rechtsgrundsäzen hätte also durchaus statt haben sollen, und zwar, sobald nur der vierte Theil der Zahlung geleistet war; so hätte auch der vierte Theil der jede Privatforderung treffenden Summe den Eigenthümern bezahlt werden sollen. Denn traf ein Zufall den Rest der übrigen Zahlung, so hatten alle litis Consortes diesen Zufall zu gleichen Theilen zu tragen. Oder sollte für diesen Fall auf die spätern Klassen nichts mehr zu vertheilen kommen, weil z. B.

die erste Klasse durch das Bezahlte nicht hätte befriedigt werden können? Obschon ich nicht einzusehen vermag, daß im vorliegenden Falle nicht alle gleichmäßig den Zufall hätten tragen müssen; so ist selbst, wenn wir auch annehmen, daß blos die nachfolgenden Klassen den Zufall hätten tragen müssen, die Verzögerung der Zahlung nicht zuläßig, weil sodann der Geldvorrath wenigstens unter die erste Klasse hätte vertheilt werden sollen.

So aber blieben nun diese Millionen Jahrelang todt liegen. Schon im Jahre 1819 drangen ständische Deputirte auf deren Vertheilung. Schon damals lagen solche Summen vorräthig in München, daß man, wie das Gerücht ging, die darunter befindlichen Gewölbe stützen mußte. Es sollen, hieß es damals, monatlich 60,000 fl. von Augsburg nach München an solchen französischen Zahlungen fliessen. Es war eine Kommission ernannt, welche die Grundsätze der Vertheilung aufstellen sollte, und die aus vier HerrenMinisterialräthen aus viererlei Ministerien bestand. Allein die Kommission konnte nie zu einer Sitzung kommen, und inzwischen lagen die Akten im alten Hofe in unzähligen Kisten wohl verwahrt, und ein einziger Rechnungs-Kommissär war darüber aufgestellt, der sich wie auf einem dürren Felsen in diesem Aktenmeere befand.

So ward eine so große Masse Geldes der Circulation und den Gewerben entzogen. Von den Zinsen dieser Geldsummen allein hätte sehr vielen Eigenthü-

mern solcher Forderungen an Frankreich geholfen werden können, die vielleicht jetzt wenig oder nichts erhalten werden. —

Schließlich muß ich noch Einiges in Hinsicht der Ziehungen des Lotterie-Anlehens bemerken.

Allerdings war es von Seite des Staats ein heiliges Versprechen, daß mit dem Lotterie-Anlehen gewisse Preise verbunden seyn sollten, welche in jährlichen Ziehungen würden vertheilt werden. Allein wem wurde dieses Versprechen gemacht? Zuverläßig den ersten Darleihern. Allein diesen wurde dieses Versprechen nicht gehalten, und die Juden thaten ihr Möglichstes dabei, daß es nicht gehalten werden konnte. Der erste Darleiher verzichtete nun auf das Versprechen, und schlug seine Papiere los, die nun, nachdem der Plan der Juden gelungen war, mit einem Male Käufer an den Juden selbst fanden, so, daß diese zuletzt das ganze Land durchzogen, und alle Lotterieloose, deren sie habhaft werden konnten, aufkauften. Nicht der hundertste Theil dieser Loose befindet sich jetzt mehr in den Händen der ersten Darleiher. Und der Staat hält sich für gebunden an ein Versprechen, das ihm bereits stillschweigend erlassen worden ist? Wer zieht nun den hauptsächlichsten Nutzen aus der Erfüllung dieses Versprechens? Antwort: die Juden! Diejenigen, welche das Lotterie-Anlehen in seinem Werden scheitern machten!!

Wäre es nun nicht zweckmässiger, die jährlichen Gewinnste auf Abzahlung der Staatsschulden zu ver-

wenden, und so allmählig die Steuern der Unterthanen zu erleichtern? Wäre eine solche Preisevertheilung nicht dem ursprünglichen Versprechen, das den darleihenden Unterthanen gegeben wurde, angemessener, als eine solche, ich möchte beinahe sagen, engbrüstige Erfüllung desselben? Wird hier nach dem Geiste oder nach dem Buchstaben des Versprechens verfahren? Ich wenigstens kann mich nicht überzeugen, daß die Juden und Wucherer ein Recht haben, uns Baiern das Mark aus den Knochen zu saugen!

Ich habe hier freimüthig meine Meinung gesagt, welche, wenn sie falsch ist, keinem Menschen ein Haar krümmt. Ist sie aber wahr, so hoffe ich, daß es einem Baier erlaubt ist, in Baiern die Wahrheit zu sagen.

Uebrigens sind Fleiß und Sparsamkeit bei dem jezigen Finanz-Ministerium nicht zu verkennen. Und daß mit diesen beiden Eigenschaften Vieles gewirkt werden kann, ist eben so unwidersprechlich. Allein möge nur diese Tugend der Sparsamkeit nicht durch Uebermaß verdunkelt werden, welches Uebermaß zuletzt auch da ärnten will, wo sie den Acker gar nicht besaamt hat.

Justiz. Polizei.

Die Mängel der Justizverwaltung in Baiern sind in der ersten Stände-Versammlung zu sehr in Anregung gebracht worden, als daß sie hier wiederholt gerügt werden dürften. Beinahe scheint es, als sollte die Justizverwaltung zu einer Finanzquelle erhoben werden. Wenigstens deutet das Tantiemenwesen darauf hin. Der Beamte, der hier gut besoldet, und über alle Bestechung erhaben seyn soll, wird auf die Tantieme angewiesen, und sein persönlicher Vortheil an die Ergiebigkeit der Prozesse geknüpft. Heißt es hier wohl: „wo die Pflicht spricht, muß der Vortheil schweigen?" Wird hier nicht, statt der Sittlichkeit, die Klugheitslehre an die Spitze des Rechtes gestellt? Was kann aus einer solchen Umkehrung der Dinge wohl entspringen? Rechtsverdrehungen aller Art und jene Rabulisterei, der es nur um Befriedigung ihres Eigennutzes und um nichts weiter zu thun ist. Ich kenne z. B. einen Landrichter, der sich schnell reich arbeitete. Zu jener Zeit war er der Gönner eines Advokaten, der ihm vermuthlich auch Dienste leistete. Mochte nun der Unterthan mit einer noch so geringfügigen Sache kommen; so konnte nicht zu Recht gesprochen werden: „Geht zum Advokat H*! — hieß es. — Ihr müßt zu ihm hingehen, wenn es zu Ende gehen soll." — Der Herr Advokat befand sich also ganz natürlich sehr wohl bei seinem hohen Gönner. Aber ein altes Sprichwort sagt: der Mensch kann Al-

les ertragen, nur die guten Tage nicht. So ging es auch hier. Die beiden Freunde entzweiten sich, und nun lagen sich beide immerwährend in den Haaren. Es ist nicht lange, daß sich dieser Landrichter öffentlich gerühmt hat: „Wozu bedürfen wir hier den Advokat H*? Ich brauche ihn nicht. Ich habe jetzt seit Kurzem ein paar Dutzend Prozesse geschlichtet, und lauter Vergleiche gestiftet."

Frage: „Warum konnte denn dieß der Herr Landrichter früher nicht?" — Antwort: „Weil es ihm nicht beliebte."*).

Von einem Gewissen kann also hier nicht die Rede seyn. Es handelt sich ja nicht über das Forum internum, sondern über das forum externum, also über eine blosse leere Nußschaale. Wer pfiffiger ist, dem stehen die Gesetze bei; denn es handelt sich nur um den Schein, um die blosse Legalität, nicht aber um die Moralität, um das Innere des Rechts. Solche Aeusserungen kann man zur Genüge hören. Sie bedeuten eben so viel, als wenn man in religiöser Beziehung sagte: „In der Religion handelt es sich ja nicht um die Moralität und das Gewissen, sondern blos um den Glauben und die Beobachtung der Ceremonien.

---

*) Es gibt manchen Landrichter, der ungleich schwerer, als Se. Majestät der König selbst zu sprechen ist.

Uebrigens äussert sich hier bei Entscheidung der rechtlichen Verhältnisse in Gewerbs- und Landwirthschafts-Angelegenheiten vorzüglich der Mangel unserer gelehrten Erziehung. Die Rechtsgelehrten urtheilen über Dinge, wovon sie in der Regel durchaus fast nichts verstehen. Man phantasirt über ein Was, das man nicht kennt, oder nur unvollkommen kennt, was eben so viel heißt, als beurtheilte man ein systematisches Werk aus einzelnen Aeusserungen. Welche Urtheile können hier zu Tage kommen? — Allein dieser wesentliche Mangel fällt nicht blos den Richtern, er fällt der Gesetzgebung selbst zur Last. Doch hierüber etwas mehr, wenn von der Kultur des Bodens die Rede ist.

Der nämliche Vorwurf trift in landwirthschaftlicher Hinsicht die Polizeigesetzgebung. Mit Recht sagt der Herr Prof. Forstner, daß sich die Landwirthschaftspolizei in einem äusserst armseligen Zustande befinde. Der Landwirth ist gleichsam sich selbst überlassen, und es sind ihm in vielfacher Hinsicht die Hände gebunden. Leider sind uns auch die liberalen Grundsätze des vorigen Ministeriums wieder verhaßt geworden, und es werden die Fesseln der Landwirthschaft wieder sehr sorgsam gepflegt, damit das Staatserträgniß nicht geschmälert werde! Wer die persönlichen Aeusserungen mancher Staatsbeamten hierüber kennt, wird das hier Gesagte aus vollem Herzen unterschreiben. Doch etwas Mehreres hierüber soll ebenfalls bei der Kulturgesetzgebung gesagt werden.

Ungleich besser aber ist die Polizei in den Städten besorgt. Ja, es gab sogar eine Zeit, wo in mancher Kreisstadt ein polizeilicher Terrorismus einzutreten drohte. Die Polizeistrafen wurden als eine ergiebige Erwerbsquelle betrachtet. Diese eiserne Zeit ist jetzt, Gottlob! vorüber, und der Genius Baierns wache nur über unser gemeinsames Vaterland, daß nicht das Ungeheuer, geheime Polizei genannt, in Baiern emporkomme, und den offenen, geraden Sinn des Baiers zu verfälschen drohe! Wer offen seine Meinung sagt, ist nicht zu scheuen; wer aber im Stillen sie zu bewahren weiß, vor dem soll man sich hüten! Man säe also nicht selbst durch Errichtung einer geheimen Polizei diesen gefährlichen Samen aus!

Religions-Verhältnisse.

Eine neue Erscheinung hat sich in dieser Hinsicht dargeboten. So wie sich in so mancher andern Hinsicht das Alterthümliche wieder geregt hat, so äusserte sich auch mit einer sonderbaren Naivität der Versuch, Baierns Bewohner in die Sümpfe des Aberglaubens und blinder Gedankenlosigkeit wieder zurückzuführen. Das Sonderbarste bei dieser Erscheinung aber war, daß selbst, in früheren Jahren als selbstdenkende Köpfe anerkannte, Männer zu dem Wunderglauben sich hinneigten, und für denselben Zeugniß gaben. Was Wunder, wenn nun auch die Protestanten rückschreitend werden, und als reuige Sünder in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche wieder zurückkehren! Wie weit muß es mit dem Zeitgeiste gekommen seyn, wenn solche Ereignisse sich öffentlich zeigen dürfen, und sogar sehr zahlreiche Anhänger finden!

Uebrigens deuten diese Vorgänge auf eine geheime Verbindung, welche die in den vergangenen Kriegsjahren eingerissene Rohheit und Ausschweifung für sich und ihre Zwecke thätig zu benützen trachtet. Durch Wohllust geschwächte Nerven sind dem Aberglauben zunächst ergeben, und wenn noch ein ungebildeter Verstand und eine im Kriege erlernte Rohheit hinzukömmt, dann sind die Tage des religiösen Fanatismus nahe.

Dank unserm edlen, helldenkenden Könige und seinen geheimen Rathgebern, daß Er das Ungethüm in seinem Entstehen beschwor! Er bewies, daß sein natürlich helldenkender Verstand mehr werth ist, als ein paar Duzend Köpfe berühmter literarischer Schwätzer.

Uebrigens hat das abgeschlossene Konkordat die Einsetzung der Bischöfe und der Domkapitel vorerst zur Folge gehabt. Ihnen sollte nur auch die Wiedererrichtung einiger Klöster folgen.

Wenn gemäß dieser Wiedererrichtung Oestreich zur Herausgabe sowohl der bischöflichen als Klostergüter, die es mit Beschlag belegte, sich versteht; dann verdient dieselbe, Einiges ausgenommen, gewiß allen Beifall, vorausgesetzt, daß helle Köpfe angestellt werden. Allein an einer solchen Herausgabe zweifelt mit Recht mancher Baier. Hat aber diese Herausgabe nicht statt; so beschwerte sich der Staat mit einer Last, die bei der drückenden Lage, in der sich die Unterthanen befinden, doppelt fühlbar ist.

Ich habe im Jahre 1804 freimüthig meine Meinung in Hinsicht der Klösteraufhebung und des dabei beobachteten Verfahrens gesagt; ich sage sie jetzt eben so freimüthig. Gewöhnlich trift das Gefürchtete am Gewissesten ein. So befürchtete man damals schon einen Wechsel der Dinge, und man suchte daher das Ganze so zu zerstören, daß es nicht mehr sollte wieder emporkommen können. Ob die Absicht gelungen ist, wird der nahe Erfolg lehren.

Innerer Geschäftsgang.

Gab es früher eine Zeit, in der man über die zu große Thätigkeit bei den höheren Stellen Klage führen konnte, indem so Manches früher geschah, als noch die Unterbehörden davon eine Notiz bekommen hatten; so möchte jetzt wohl der umgekehrte Fall Platz greifen: die allerhöchste Stelle hat sich größtentheils sehr abhängig von den untergeordneten Stellen und Behörden gemacht, und sich manchmal die Hände selbst gebunden. Allein Beides dürfte den Beweis liefern, daß der Geschäftsgang allein das nie leisten wird, was nur guter Wille und Einsicht zu leisten vermögend sind.

Geht man nun von diesem Grundsatze aus, so wird man mit neuen Organisationen immer sehr sparsam seyn, und mehr auf die Sache, die noth thut, nämlich guten Willen und Einsicht, als auf die Form, welche diese beiden Eigenschaften ersetzen soll, sehen. Eine Seele, die sich immer nur mit der Bildung ihrer Organe beschäftigt, hat nicht Zeit und Muße genug, etwas Anderes zu thun, und in der That Etwas zu leisten. Jene Bildungs-Arbeit gehört auch eigentlich nur in die Schule, welche vorbereitend ist für das Leben. Daß der Gang einer guten Sache auch eine gute Form verrathen wird, — daran ist keinen Augenblick zu zweifeln. Allein das, was den Gang einer Sache gut macht, das Treiben und Thun eines guten einsichtsvollen Willens, muß vorhergehen.

Daß jedoch dieses in unsern Tagen nicht immer der Fall war; daß es sich vielmehr oft nur um den äussern Schein und die blosse Form handelte, indeß die Sache selbst liegen blieb, oder nur sehr oberflächlich behandelt wurde; wer könnte dieses wohl läugnen! Auch ist die Staatsmaschine so künstlich geworden, daß der geringste Verstoß sogleich viele neue Reparaturen nöthig macht, und man möchte hier öfters mit dem Landwirthe, dem man die zusammengesetzten neuesten Ackerwerkzeuge vorzeigte, ausrufen: „Laßt uns vor der Hand die Unsrigen: wir können nicht immer die rechte Schmiede für diese finden!"

Ueberdieß fängt sich allmählig wieder das selige Far-niente einzuschleichen an, das gerne Andern überträgt, was man selbst leisten sollte. Es sollen bisweilen von einigen Referenten die Akten gar nicht gelesen werden, sondern man überträgt diese lieber Rechnungs-Kommissären u. s. w. Lästig mag ja bisweilen das Arbeiten seyn; allein seitdem wir das Paradies verloren haben, müssen wir uns doch schon dazu verstehen.

Und dieß Alles hat denn verursacht, daß vor Kurzem ein gewisser Bauer, den man erzürnt hatte, ausrief: „In der That! Wenn wir nicht die Hälfte unserer Beamten gegen die Russen schicken, wird es nicht gut um uns werden!"

Civilisation. Schulwesen. Litteratur.

Unstreitig ist der Baier unter seiner jetzigen Regierung civilisirter geworden. Der Zusammenfluß mehrerer Gelehrten und Ausländer, die Beförderung des Schulwesens und selbst die vielen Kriege, welche den Soldaten in so vielerlei Länder führten, konnten nicht ohne Einfluß auf seine Bildung seyn. Allerdings äusserten die letzten auch einen nachtheiligen Einfluß auf ihn, und drohten, ihn in der Civilisation rückschreitend zu machen. Allein einige Friedensjahre reichten hin, diese Züge der Rohheit zu verlöschen, und wenn der Friede nur noch einige Zeit dauern würde; so würde bald wieder jene Bildung erwachen, die nur in den schönsten Tagen der Civilisation gesehen ward.

Vorzüglich zeichnet sich hierin in Altbaiern die Residenzstadt vor allen Uebrigen aus. Ich begreife nicht, daß von der moralischen Verderbtheit derselben so viel Lärmens gemacht wird! Ich kenne ungleich kleinere Städte, die hierin der Hauptstadt Baierns doppelt den Rang ablaufen. Ja, ich habe ungleich mehr Moralität in München angetroffen, als in den meisten andern Orten, wo ich noch gewesen bin. Daß es in einer solchen Stadt an Ausschweifungen nicht fehlen kann, ist wohl sehr begreiflich. Aber wo mangelt es an diesen? Dagegen gibt es auch daselbst die gebildetsten Gesellschaften, und wenn ein junger Studierender ernstlich nach Wissen und Bildung strebt; so findet er hier zu Beiden die erwünschteste Gelegenheit.

Es bieten sich ihm eine herrliche Bibliothek, ein treffliches Naturalien-Kabinet, eine Sternwarte und ein botanischer Garten an. In der Nähe existirt das landwirthschaftliche Institut zu Schleißheim. Er findet ein ausgezeichnetes Theater, die trefflichste Anleitung zur Musik und die ausgezeichnete Bildergallerie nebst den trefflichsten Künstlern. Alles vereint sich zur Bildung des Jünglings, wenn dieser Bildung sucht, und nicht durch Luxus und Vergnügungen vom Pfade des Wissens sich ableiten läßt. Ist er aber hierin schwach, ja dann ist für ihn München ein gefährlicher Ort, und er stärke früher seinen Sinn in der Einsamkeit und durch stätte wissenschaftliche Uebungen, damit er nicht strauchle.

Was mir am Meisten in der Hauptstadt Baierns mißfiel, war jedoch der Luxus, der daselbst überhandnimmt. Es überlief mich ein Schauder, wenn ich mir die Summen dachte, die hiefür in's Ausland strömen, und wenn ich damit den Aktivhandel Baierns verglich. Wohin muß eine solche Gelderportation führen?! Nannte Gustaph Adolph München damals schon einen goldenen Sattel auf einer elenden Schindmähre; was würde er jetzt erst für einen Ausdruck wählen! Würden lieber die unfruchtbaren weiten Flächen um München beurbart, als daß neue Bauten die Zahl der Gebäude noch vermehren! Allein hier geht es nur langsam vorwärts, obschon es sehr wohl thunlich wäre, wie die bisherigen Versuche beweisen.

Ueberdieß scheint mir auch ein etwas hochfahrender Ton überhand zu nehmen, und mancher höhere Staatsbeamte ist nicht mehr so freundlich theilnehmend an den Klagen und Beschwerden der Unterthanen, als dieß in früheren Zeiten der Fall war. Ueberhaupt scheint es mir, als hätte bei der zunehmenden Verfeinerung der Sitten und bei dem überhandnehmenden Luxus das Herz schon in Etwas gelitten.

Aehnliches will man auch in mancher Kreisstadt bemerken; ja, man will sogar behaupten, daß in irgend Einer mancher Staatsbeamte so hoch exaltirt ist, daß die Unterthanen ihn nicht zu Gesichte bekommen können, und daß sie lieber, troz der natürlichen Furchtsamkeit, mit ihrem Könige, als mit einem solchen Diener des Staates, reden wollen. Ich sage Diener des Staates, also Diener des Regenten und der Nation, wofür er besoldet ist. Allein mancher Staatsdiener hält sich für den Herrn sowohl des des Regenten als der Nation, indem er glaubt, daß ohne ihn nicht regiert werden könne. Und diese Meinung mancher Staatsbeamten verbittert recht sehr das gesellschaftliche Leben an manchen Orten, und hat schon viel Böses verursacht.

Es gab eine Zeit in Baiern, in welcher der Bürger und Landmann so sehr mit Quartieren und Lieferungen und Vorspann gehudelt und überhäuft ward, daß er öfter gegen seine Vorgesetzten erklärte, er müsse

von Haus und Hofe gehen. „Geht zu! — hieß es sodann, — Wir werden schon Andere bekommen!“

Wenn man nun die Sache umkehrte, und wenn bei den Klagen der Staatsbeamten wegen überhäuften Geschäften und bei ihrem hierüber oft ausbrechenden Unwillen König und Unterthan sagen wollten: „Geht zu! Wir werden schon Andere bekommen.“ — Wie würde dieß wohl diesen Herren gefallen? Es ist nur so beiläufig die Rede davon, damit sie etwa begreifen lernen mögen, wie Reden der Art in Fällen der Noth gefallen können!

In der That, wozu soll der Krieg der Staatsbeamten mit dem Gewerbs- und Bauernstande, der sich so oft kund gibt, wohl führen? — Soll das Wohl des Staates gedeihen; so muß Eintracht herrschen. Es muß ferner ein gegenseitiges Wohlwollen herrschen, damit der Wohlstand Vieler gedeihe!

Zu jener Zeit, von der ich kurz vorher gesprochen habe, wurde aber der Unterthan als ein blosses Last-Thier behandelt, welches Alles tragen mußte, was man ihm aufbürdete, und sank es auch darunter erschöpft zu Boden! Es wurde dieses auch dem Unterthan mit der zur jenen Zeit üblichen Humanität, ganz offen gesagt, und man mußte doch wenigstens die Kordialität, mit der es geschah, bewundern. Ein Heer von Schreibern und Magazins-Aufsehern hatte sich als Nachschweif dem Staatsdienste

angeschlossen, und half nach, wo es vielleicht noch fehlen mochte. Gestützt auf den unüberwindlichen Napoleon, der, wie bekannt, sogleich bei seiner Ankunft in München alle Staatsbeamten sich vorstellen ließ, und sie um ihre Besoldungen befragte, in der Absicht, eine zweyte Armee mittelst der Beamten im Lande seines Alliirten sich zu erschaffen, verfuhr man, ohne Schonung gegen den Unterthan. Was wußte man in München davon, was in der Ferne geschah: München schonte ja der Despot aus Klugheit. Man kann daher aus vollem Herzen das unterschreiben, was ein anderer Schriftsteller über den Beamten- und Gewerbstand sagt: „Wenn man den Gewerbsmann einen Herrn zwischen seinen vier Pfählen nennen hört; so weiß man nicht, ob man seinen Ohren trauen soll. Wer war denn je seit fünfzehn Jahren Herr seines Eigenthums und sicher zwischen seinen vier Pfählen? Konnte jemand mehr gehudelt werden, als der Bürger und Landmann während der kaum verflossenen Kriegsperiode gehudelt worden ist? Haben nicht Hunderte, Tausende gewünscht, nicht ansässig zu seyn, und keine Familienpflichten und Uebernahms- oder Kaufsverbindlichkeiten auf sich zu haben, um einer Bedrückung nicht blosgestellt zu seyn, die am Leben nagen mußte? Woher schreiben sich denn anders der jetzige Verfall der Gewerbe und die vielen Ganten, als von daher? Und eine solche Ansicht des Gewerbsstandes sollte nicht bekämpft werden, damit nicht auch noch Hudeleien des Gewerbstandes von dieser Seite erfolgen. — Gewiß, der Staatsdiener, wel-

cher praktische Kenntnisse des Ackerbau's und der Gewerbe besitzt, kann wohlthätig für beide wirken, und es ist (ja) selbst seine Pflicht, daß er dieß leiste. Auch wird er allzeit vom Unterthan geschätzt und geehrt werden. Allein wozu dieser Krieg der Staatsdiener mit dem Gewerbstande, der sich bisweilen kund thut? Es unterliegt keinem Zweifel, daß es auch von Seite des Gewerbstandes viele Veranlassungen dazu gibt, allein da der Gewerbsstand jetzt hinreichende Konkurrenz darbietet, um seinen unbilligen Forderungen mit vieler Freiheit begegnen zu können, und da die Wunden, welche dem Gewerbsstande geschlagen wurden, noch so wenig geheilt sind, wie ist es wohl möglich, das Loos desselben beneidenswerth zu finden?! Glückliche Lagen gibt es überall; auch unter den Staatsdienern; aber die Mehrheit entscheide!"

„Soll das Wohl eines Staates gedeihen; so muß jene Eintracht, welche auf Vernunfteinsicht sich gründet, in seinem Innern herrschen: ich sage Vernunft-Einsicht, wozu auch ein Das erforderlich ist, welches eingesehen werden soll. Hierin ist aber ganz eigentlich die materia peccans unsers gelehrten Unterrichts zu suchen. Man phantasirt in der Regel über ein Was, das man nicht kennt, welches so viel heißt, als beurtheilte man ein systematisches Werk aus einzelnen Aeusserungen."

„Man träume sich nur keine Eldorado's unter den Landgütern und Gewerben! Es sind die Güter sehr

selten, worauf nicht viele Verbindlichkeiten lasten, und man darf in unsern Gegenden die Hände nicht in die Rocktasche stecken, wenn nicht das Unkraut den Weizen überwachsen soll. Wer sodann dieses gejätet, und seinen Acker mühsam gepflegt hat, nun, dem gönne man auch die Freude und die Sorge, welche er immer für seine Saat haben muß!“

Ueberdieß scheint die Unzufriedenheit, die der Beamtenstand öfters äussert, in Baiern sehr ungerecht zu seyn. Er ist sehr gut besoldet, und genießt eine Auszeichnung, die ihm anderswo nicht so zu Theil wird. Warum soll er denn nun nicht auch mit seinem Loose zufrieden seyn können? Wozu jene Scheelsucht auf die glücklichere Lage des Land- und Gewerbsmannes, welche so oft das bürgerliche Leben verbittert, und die also — nicht seyn sollte? Wird sein Stolz durch glückliche, freier sich bewegende Menschen beleidigt, oder beleidigt der Stolz solcher Menschen ihn? Es ist wohl möglich, daß Beides der Fall ist; allein, daß der Stolz eine gute Sache seyn soll, kann wohl nicht der Fall seyn.

Doch ich glaube bereits genug über dieses Mißverhältniß gesagt zu haben, und benütze obige Aeusserung: „Zur Vernunfteinsicht ist aber ein Das erforderlich, welches eingesehen werden soll, worin ganz eigentlich die materia peccans unseres gelehrten Unterrichts zu suchen ist; indem man in der Regel über ein Was phantasirt, das man nicht kennt, oder nur un-

vollkommen kennt," — um auf das Schulwesen in Baiern einzulenken.

Ich habe vor siebzehn Jahren gesagt: „Mit vielem patriotischen Gefühle blicke ich auf die Vorkehrungen der baierischen Regierung hin, welche sie in Hinsicht der Kultur der Einwohner sowohl durch den Schul- und Religions-Unterricht als auch durch Unterstützung der Schriftsteller mittelst einer liberalen Censur getroffen hat; — und ich kann diese Worte beinahe buchstäblich wiederholen.

„Die vorzüglichste Aufmerksamkeit der baierischen Regierung — sagte ich daselbst, — ist mit Recht der besseren Belehrung und Bildung der Jugend gewidmet. Auf die künftige Generation will sie wirken, und das lenksame jugendliche Gemüth zum Besseren leiten. — Es würde ermüdend seyn, das viele Gute, welches in dieser Hinsicht in Baiern geschehen ist, hier aufzählen zu wollen. Das Schuldirektornm ist mit einsichtsvollen Männern besetzt, die ihren Eifer für die gure Sache, welcher sie vorstehen, dadurch bewähren, daß sie mit nicht sehr vielen Mitteln so Vieles haben leisten können."

Alles dieses ist noch immer so wahr, wie damals, und dasselbe kann auch von folgenden Worten gelten:

„Denn es läßt sich mit wenigem Scharfschinne berechnen, daß der dürftige Zustand der Finanzen, der

sich unter solchen Umständen nicht hat bessern können, mit dem feurigen Willen jener edlen Männer gleichen Schritt nicht halten konnte."

Inzwischen haben die Stände bereits einige Abhülfe getroffen, und es läßt sich mit Gewißheit vorhersagen, daß sie immer mehr Abhülfe leisten werden.

Was nun das Aeussere des Schulunterrichts betrift; so läßt sich keine gegründete Klage dagegen erheben. Allein über das Innere desselben muß ich hier offenherzig meine Meinung sagen.

Wort und Sache sind bei unserm Schulunterrichte noch immer zu sehr von einander getrennt. Man kann daher bei diesem Schulunterrichte noch immer sagen: Das Wort ist noch zu wenig Fleisch geworden," und in folgende Worte einstimmen, welche Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation über die Erziehung sagt.

„Man muß der bisherigen Erziehung zugestehen, daß sie nicht ermangelt, irgend ein Bild von religiöser, sittlicher, gesetzlicher Denkart und von allerhand Ordnung und guter Sitte vor das Auge ihrer Zöglinge zu bringen, auch daß sie hie und da dieselben getreu ermahnt habe, jenen Bildern in ihrem Leben einen Abdruck zu geben; aber mit höchst seltenen Ausnahmen, die also nicht durch diese Erziehung begründet waren, indem sie sodann an allen durch diese Bil=

dung hindurch gegangenen, und als die Regel, hätten eintreten müssen; sondern die durch andere Ursachen herbeigeführt worden; — mit diesen höchstseltenen Ausnahmen, sage ich, haben die Zöglinge dieser Erziehung insgesammt nicht jenen sittlichen Vorstellungen und Ermahnungen, sondern sie haben den Antrieben ihrer, ihnen natürlich, und ohne alle Beihülfe der Erziehungskunst, erwachsenden Selbstsucht, gefolgt; zum unwidersprechlichen Beweise, daß diese Erziehungs-Kunst zwar wohl das Gedächtniß mit einigen Worten und Redensarten, und die kalte und theilnehmungslose Phantasie mit einigen matten und blassen Bildern anzufüllen vermocht, daß es ihr aber niemals gelungen, ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu steigern, daß ihr Zögling von der heissen Liebe und Ehrfurcht dafür, und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt, und vor welchem die Selbstsucht abfällt, wie welkes Laub, ergriffen worden; daß somit diese Erziehung weit davon entfernt gewesen sey, bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung durchzugreifen, und diese zu bilden, indem diese vielmehr, unbeachtet von der blinden und ohnmächtigen, allenthalben wild aufgewachsen sey, wie sie gekonnt habe, zu guter Frucht bei wenigen durch Gott begeisterten, zu schlechter bei der großen Mehrzahl."

Und dieses kann man auch von unserm bisherigen Schulunterrichte sagen. Man berücksichtige nur die jetzigen Klagen über die Ausschweifungen der Jugend

und über ihr phantasiereiches Schwärmen. Ist darin wohl jener männliche Trieb, zu erringen das Höchste, (—) was der Mensch zu erringen vermag, zu finden? Was nützen die Lehren vieler Professoren von sittlicher Ordnung und von den Pflichten des studierenden Jünglings? Die Genußlust hat seine Phantasie bereits schwelgerisch gemacht, und jene goldene Regel verlöscht, welche sonst noch über den Hörsälen der Weisheit am Eingange zu lesen war: „*Abstinuit venere et vino!*"

Selbst in den Gymnasialklassen läßt sich jetzt schon ein solcher Geist wahrnehmen, und wie oft sieht man sich nicht veranlaßt, einen praktischen Pädagogen, wie Schubauer war, der keine Mühe und Anstrengung scheute, das verirrte jugendliche Gemüth auf die rechte Bahn zurückzuführen, und der ganze Nächte diesem Zwecke opferte, aus seinem Grabe hervorzurufen, um dem Unwesen zu steuern!

Und so, wie es in moralischer Hinsicht ist, ist es auch in Hinsicht des Wissens. Zwar zeigt sich hier mehr Beweglichkeit des Geistes, aber auch eine gewisse Willkühr, welche an nichts Festem und Unwandelbarem klebt, und die um so mehr zu scheuen ist, da sie nicht aus der Erkenntniß des Wahren hervorgeht, und also auch nicht darauf abzielt. Ihr ist es blos um die Erzielung der Form zu thun, mag sodann die Sache darunter leiden oder nicht. Aus solchen Schulen gehen dann jene Geschäftsmänner hervor, die oh-

ne Kenntniß der Sache richten, und sich ein Urtheil über die Sache anmassen, die sie nicht verstehen. Ist nur dieses Urtheil formel richtig, mag sodann die Sache beschaffen seyn, wie immer, dieß achtet die abstrakte Willkühr nicht. Und so möchte man hier wohl mit Claudius sagen, daß durch wohlhergebrachte Abstraction der Natur das Fell über die Ohren abgezogen wird.

Widmet sich dagegen ein studierender Jüngling in unsern Tagen dem eigentlichen Studium, und soll ein solcher in's praktische Leben nun selbst einwirken; so fühlt er sich in der Regel diesem entfremdet, und er kann das Eingreifen seines Wissens in die Wirklichkeit nicht bewerkstelligen — ein Beweis, daß er zwar Vieles lernte, aber doch das nicht, was ihm zu wissen noth thut. Todt ruhen gleichsam die Kenntnisse in den Köpfen unserer Gelehrten, und diese sind zu abstrakt und zu mühsam errungen und unvollkommen, als daß sie von den Eigenthümern in eine ausgebreitete Wirksamkeit sollten gebracht werden.

„Man schreit uns immer in die Ohren, — sagt Montaigne — als ob man's in einen Trichter schüttete, und unser Thun dabei ist nichts Anders, als wieder sagen, was man uns vorgesagt hat. Der Lehrer aber soll seinem Zöglinge die Dinge in ihrem eigenen Lichte vorlegen, damit sie ihnen Geschmack abgewinnen, und sie für sich selbst sich in die Sachen finden, und für sich wählen mögen. Sokrates, und später

nach ihm Arcesilaus, ließen erst ihre Schüler reden, und sprachen erst hernach mit ihnen. Es ist gut, daß der Lehrer seinen Schüler vor sich trottiren lasse, damit er seinen Gang kennen und beurtheilen lerne, wie tief er sich zu ihm herablassen müsse, um sich seinen Kräften gleich zu halten. Versäumt man dieses Verhältniß, so verdirbt man Alles. Und es zu treffen, und es auf's Gemessenste darnach zu richten, ist unter allen Pflichten, die ich von einem Lehrer fordere, die dringendste. Und es ist die Wirkung einer hohen und starken Seele, sich zu diesem kindischen Gange herablassen, und ihn leiten zu können. Ich trete fester und sicherer auf, wenn ich bergan, als wenn ich bergab gehe. Es ist kein Wunder, wenn, nach heutiger Gewohnheit, gewisse Erzieher, welche es unternehmen, eine ganze Heerde Kinder, von so verschiedenen Geistesfähigkeiten und Gemüthsarten, in eine und dieselbe Lection zu nehmen, und nach einem Plane zu unterrichten, unter dem ganzen Haufen kaum zwei oder drei finden, die noch einigermassen gute Früchte ihrer Zucht bringen! Der Lehrer muß von seinem Zöglinge nicht blos Rechnung von den Worten seiner Lehre fordern, sondern von ihrem Sinne und ihrem Inhalte. Er muß von dem Nutzen, den er daraus gezogen hat, nicht nach dem Zeugnisse des Gedächtnisses seines Zöglings, sondern nach seinem Leben und Handeln urtheilen! Er muß ihn das, was er gelernt hat, unter tausenderlei Gestalten betrachten lassen, um es auf so mancherlei Art von Gegenstände anzuwenden; um zu sehen, ob er es rich-

tig gefaßt, und sich eigen gemacht hat, nach Plato's Vorschrift: „„„Es ist ein Zeichen der Unverdaulichkeit, wenn man die Speisen wieder aus dem Magen gibt, wie man sie verschlungen hat. Der Magen hat dann sein Werk nicht beschaft, und hat das, was man ihm zu verdauen gab, weder nach Materie, noch Form verändert.""" — Unsere Seele beugt und schmiegt sich gar zu gern auf guten Glauben, nach dem Willen und den Meinungen Anderer; folgt gar gern den Steigen und Pfaden Anderer, und folgt gleichsam, wie eine Gefangene, dem Aufsehen Derer, die sich ihr als Lehrer und Führer aufdringen. Man hat uns so sehr an Leitseile gewöhnt, daß wir des freien Ganges fast nicht mehr gewohnt sind, und unsere Freiheit und eigene Kraft dahin ist."

Ferner, sagt er im Kapitel über die Pedanterei: Die Alten haben den Weg abgekürzt. Und weil doch einmal die Wissenschaften, selbst dann, wenn man sie zu sich nähme, wie die gebratenen Lerchen vom Bratspiesse, nichts weiter lehren können, als Klugheit, Tapferkeit und Entschlossenheit: so haben sie gleich, ohne alle Umschweife, ihren Kindern geradezu die eigentlichen Wirkungen zeigen, und sie unterrichten wollen, nicht durch Hörensagen, sondern durch Handlungen selbst, und bildeten sie sonach nicht bloß durch Gabe des Worts, sondern vorzüglich durch Beispiele und Handlungen: damit es in ihren Seelen nicht wohne, wie eine Wissenschaft, sondern wie eine von ihr unzertrennliche Na-

tur und Gewohnheit; nicht wie etwas Erlerntes, sondern wie ein angeborner Besitz."

Es wird vielleicht dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn ich hier etwas aushole, und diesen Gegenstand gründlicher zu erschöpfen trachte. Da aber Fichte dieses in seinen Reden an die deutsche Nation ebenfalls bezweckte, und vor ihm Pestalozzi diesen Weg schon betreten hatte; so werde ich hier vorerst einige Grundlinien der Fichte'schen Ansicht nebst seinem Urtheile über die Pestalozzische Unterrichts-Methode anführen, und sodann meine Meinung sowohl hierüber, als über einige Aeusserungen des jetzigen baierischen Studienplans beifügen.

„Das eigentliche Wesen der neuen Erziehung — sagt Fichte S. 81 seiner Rede — besteht darin, daß sie die besonnene und sichere Kunst ist, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden. Zu reiner Sittlichkeit, sage ich, die Sittlichkeit, zu der sie erzieht, steht als ein erstes, unabhängiges und selbstständiges da, das aus sich selber lebet, sein eigenes Leben; keineswegs aber, so wie die bisher oft beabsichtigte Gesetzmäßigkeit (Legalität), angeknüpft ist, und eingeimpft, einem andern nicht sittlichen Triebe, dessen Befriedigung es dient."

Hier fällt mir eine Stelle aus Yoriks Predigt über das Gewissen ein, welche ich beifügen muß: Ein Dritter — sagt er -- ist von Natur verschlagen

und arglistig. Betrachtet sein ganzes Leben; — es ist nichts, als ein abgefeimtes Gewebe verborgener Kunstgriffe und unerlaubter Schliche, den wahren Zweck aller Gesetze, — Redlichkeit des Wandels und ungekränkten Genuß unsers Eigenthums — auf's schändlichste zu vereiteln. Ihr werdet sehen, wie ein solcher Mensch ein Netz von kleinen niedrigen Anschlägen strickt gegen die Unwissenheit und Verlegenheit des Armen und Dürftigen; — wie er Schätze zusammenraft, von der Unerfahrenheit der Jugend oder von der verdachtlosen Gemüthsart seines Freundes, der seinen Händen sein Leben anvertraut hätte."

„Rückt das Alter heran, und eine Anwandlung von Reue mahnt ihn, auf dieses schwarze Register zurückzublicken, und es noch ein Mal mit seinem Gewissen zu durchgehen, — ja, dann blättert das Gewissen die dicken Bücher der öffentlichen Gesetze durch, — findet, er hat durch das, was er gethan, kein ausdrückliches Gesetz übertreten; — wird keine darauf gesetzte Strafe, keine Verwirkung von Hab' und Gut gewahr; — sieht keine Staupe über seinem Haupte schweben, kein Gefängniß seine Pforte für ihn öfnen; — wovor denn sollte sein Gewissen erschrecken? — Das Gewissen hat sich hinter dem Buchstaben der Gesetze sicher verschanzt; sitzt da schußfest, mit Rechtshülfen, Rechtswohlthaten u. s. w. ringsum so stark verpallisadirt, — daß wirklich mehr, als Predigen dazu gehört, um es herauszutreiben."

Eine solche Art Gewissen scheint also obige reine Sittlichkeit nicht zu seyn, weil sie demselben entgegengesetzt wird. Sie muß daher ganz etwas anders seyn.

Doch wollen wir Fichte weiter hören!

„Zwar — fährt er fort — bildet diese Erziehung auch den Geist ihres Zöglings, und diese geistige Bildung ist sogar ihr erstes, mit welchem sie ihr Geschäft anhebt. Doch ist diese geistige Entwicklung nicht erster und selbstständiger Zweck, sondern nur das bedingende Mittel, um sittliche Bildung an den Zögling zu bringen. Inzwischen bleibt auch diese nur gelegenheitlich erworbene geistige Bildung ein aus dem Leben des Zöglings unaustilgbarer Besitz, und die ewig fortbrennende Leuchte seiner sittlichen Liebe. Wie groß auch, oder wie geringfügig die Summe der Erkenntnisse seyn möge, die er aus der Erziehung mitgebracht; einen Geist, der sein ganzes Leben hindurch jedwede Wahrheit, deren Erkenntniß ihm nothwendig wird, zu fassen vermag, und welcher eben so der Belehrung durch Andere empfänglich, als des eigenen Nachdenkens fähig ohn' Unterlaß bleibt, hat er von derselben sicherlich davon gebracht."

„Allein der Zögling ist ja nicht blos Mitglied der menschlichen Gesellschaft hier auf dieser Erde, und für die kurze Spanne Leben, die ihm auf derselben vergönnt ist, sondern er ist auch, und wird ohne Zweifel

von der Erziehung anerkannt für ein Glied in der ewigen Kette eines geistigen Lebens überhaupt, unter einer höhern gesellschaftlichen Ordnung. Die Erziehung zur wahren Religion ist somit das letzte Geschäft der neuen Erziehung. Sie ist es, welche den Menschen sich selber vollkommen klar und verständlich macht, welche die höchste Frage, die er aufwerfen kann, beantwortet, den letzten Widerspruch ihm auflöst, und so vollkommene Einigkeit mit sich selbst, und durchgeführte Klarheit in seinen Verstand bringt."

„Diese Erziehung erscheint nun nicht mehr blos als die Kunst, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden, sondern sie leuchtet vielmehr ein, als die Kunst, den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden. Hierzu gehören zwei Hauptstücke, zuerst in Absicht der Form, daß der wirkliche lebendige Mensch, bis in die Wurzel seines Lebens hinein, keineswegs aber der blosse Schatten eines Menschen gebildet werde, sodann in Absicht des Inhalts, daß alle nothwendigen Bestandtheile des Menschen ohne Ausnahme und gleichmässig ausgebildet werden. Diese Bestandtheile sind Verstand und Willen, und die Erziehung hat zu beabsichtigen die Klarheit des ersten und die Reinheit des zweiten. Zur Klarheit des ersten aber sind zu erheben zwei Hauptfragen: zuerst, was es sey, das der reine Wille eigentlich wolle, und durch welche Mittel dieses Gewollte zu erreichen sey, durch welches Hauptstück die übrigen dem Zöglinge beizubringenden Erkenntnisse befaßt wer-

den; sodann, was dieser reine Wille in seinem Grunde und Wesen selber sey, wodurch die Religions-Erkenntniß befaßt wird."

Dieß sind die Grundzüge des Fichte'schen Erziehungsplans. Gewiß ist ein reines sittliches Gefühl das Erste, was die Erziehung anstreben, und worauf sie fortbauen muß; denn wenn Unschuld fehlt; so fehlt dem Menschen das Höchste, und Alles, was zu einem reinen Bewußtseyn führen könnte. Allein, daß das reine sittliche Denken und Handeln das Letzte ist, was die Erziehung anstrebt, glaube ich eben so zuverläßig, so wie ich glaube, daß nur hieraus ein reines religiöses Gefühl und Denken hervorgehen kann. Beide, Religion und Sittlichkeit, sind mir daher unzertrennliche Dinge, und ich lobe mir, was hierüber Tristram-Schandy sagt: „Die Furcht vor Gott nicht aus den Augen setzen, und in menschlichen Geschäften bei allen unsern Handlungen und nach der ewigen Regel des Rechts und Unrechts richten: — jenes begreift die Pflichten der Religion; — dieses die Pflichten der Moral, welche beide so genau miteinander verbunden sind, daß man diese zwei Tafeln nicht einmal in Gedanken trennen kann, obgleich es durch die That oft genug versucht wird, ohne beide aufzuheben, und eine durch die andere zu zerstören."

Zwar versucht dieß auch Fichte nicht; aber er macht sich einer kleinen Inkonsequenz schuldig, indem er sagt, daß aus dem Verstande die Religions-Er-

kenntniß entspringe, früher aber behauptet, daß die Religion erst vollkommene Klarheit in unsern Verstand bringe. — Es würde die Religions-Erkenntniß noch sehr verworren und undeutlich seyn, entspränge sie nicht aus einem schon klaren Verstande. Dieß ist also einer jener Zirkel, deren sich Fichte öfters unnöthiger Weise zu Schulden kommen läßt.

In der That umfassen diese drei Theile der neuen Erziehung, reine Sittlichkeit, Erkenntniß und Religion, nichts Anderes, als die drei Vermögen, in die man das menschliche Gemüth zu theilen pflegt, nämlich das Gefühl-Erkenntniß und Begehrungs-Vermögen, ohne doch das diesen Vermögen zum Grunde liegende Vermögen, welches das eigentliche Gemüth des Menschen ausmacht, näher zu bezeichnen. Zwar verbreitet sich in der Folge Fichte über den Urtrieb, welcher allen Aeusserungen des menschlichen Lebens zum Grunde liegt, und er behauptet, daß er diesen Urtrieb von jeher als den nämlichen bezeichnet hat. Allein hierin kann ich ihm nicht beistimmen, indem er in diesen Reden an die deutsche Nation die Liebe als diesen Grundtrieb angibt, welche doch selbst bloß zum Gefühlsvermögen gehört, und der Beurtheilung des Verstandes unterliegt, ob sie rein sittlich sey, oder nicht; indeß er in seinen früheren Schriften das Bedürfniß — die Noth als das anzeigt, was die menschliche Seele zum Handeln, zur Thätigkeit antreibt, daher er die Trägheit auch für die Erbsünde, nicht bloß des Menschen, sondern auch des ganzen All=

hielt. Die Noth ist es, das Bedürfniß, welches das ganze All da in Bewegung setzt, sonst regte sich kein Erdball und keine Sonne. Allein hiemit hat auch das ganze All Leben und eine eigene, aus sich selbst entstandene Bewegung.

Den Menschen aus diesem Standpunkte betrachtet, erhält die Erziehung eine ganz andere Bedeutung, als Fichte in seinen Reden ihr gibt. „Nur nach überwundenen Ungeheuern — sagt Kant — ruht Herkules.“ — Und eben so könnte man mit ihm sagen: „Nur, nachdem das schreiendste Bedürfniß des Menschen gestillt ist, entspringt in seiner Seele das göttliche Wohlwollen,“ — ich sage Wohlwollen, weil ich dieses für mehr, als die Liebe halte, indem es mehr Besonnenheit und Bewußtseyn verräth, als diese. Man sorge daher in der Erziehung zuerst nur dafür, daß der Zögling für seine Bedürfnisse selbst zu sorgen lerne, und sogleich wird es besser in der Welt werden. Allein, um dafür rein sorgen zu können, muß er sie auch rein erkennen lernen, und dieses ist es, was Erziehung und Unterricht zunächst miteinander zu leisten haben.

Ich weiß sehr wohl, was Fichte mir hierauf erwiedern kann: „Gerade gegen diesen Nothstand, gegen diese Selbstsucht sind meine Reden gerichtet u. s. w.“ — Allein Fichte sprach auch zu einem weichlichen, verderbten Zeitalter, und gerade als die Noth am Höchsten war, war auch die Hülfe am Nächsten.

Der Mensch ist nun einmal ein bedürfniß volles und also bedingtes Wesen, und er hebt sich nur dadurch zur Freiheit und Persönlichkeit empor, daß er seine Bedürfnisse rein einsehen, und für sie sorgen lernt. Ich sage rein einsehen, damit nicht aus der Befriedigung eines Bedürfnisses ein zehnfaches Anderes entspringt, so wie dieses bisher noch immer der Fall gewesen zu seyn scheint. Et hinc illae lacrymae!

Fichte entwirft nun selbst einen Plan zu einem Erziehungs= und Unterrichts=Institute, der hiefür zum Theile sorgen soll. Allein so achtungswerth Fichte hierin, so wie immer, erscheint, so sieht man doch aus diesem Plane noch zu sehr den Professor hervor, und in der Wirklichkeit des Lebens geht es etwas schwerer vorwärts.

Eben deshalb achte man das wirkliche häusliche Familienleben etwas höher, und suche dieses mehr zu veredeln, dadurch, daß der Nothstand desselben durch Lasten und Bürden allerlei Art nicht noch mehr erhöht werde, und wirke durch Belehrung auf die Gemüther, Herr seiner selbst zu werden, und den Bedürfnissen zu steuern, und es werden sich sodann bald andere Früchte zeigen.

Gerade für dieses Nothwendige scheint nun auch Pestalozzi haben sorgen zu wollen, und wir wollen nun auch Fichte über Pestalozzi hören.

„In Absicht des Inhalts — sagt Fichte — ist es der erste Schritt der von mir beschriebenen neuen Erziehung, daß sie die freie Geistesthätigkeit des Zöglings, sein Denken, anrege und bilde, mit diesem ersten Schritte beschäftigen sich Pestalozzis Schriften vorzüglich, und auf diesen Gegenstand geht unsre Prüfung seines Grundbegriffs zuerst. In dieser Rücksicht ist nun desselben Tadel des bisherigen Unterrichts, daß derselbe den Schüler nur in Nebel und Schatten eingetaucht, und denselben niemals zur wirklichen Wahrheit und Realität habe gelangen lassen, gleichbedeutend mit dem unsrigen, daß dieser Unterricht nicht vermocht habe, in das Leben einzugreifen, noch die Wurzel desselben zu bilden; und Pestalozzi's dagegen vorgeschlagenes Hülfsmittel, den Zögling in die unmittelbare Anschauung einzuführen, ist gleichbedeutend mit dem Unsrigen, die Geistesthätigkeit desselben zum Entwerfen von Bildern anzuregen, und nur an diesem seinen Bilden ihn lernen zu lassen; alles, was er lernt: denn nur von dem Freientworfenen ist Anschauung möglich. Daß der Erfinder es wirklich also meint, und keineswegs unter Anschauung jene blindtappende und betastende Wahrnehmung versteht, beweist die nachher angegebene Ausübung. Gleichfalls ganz richtig wird dieser Anregung der Anschauung des Zöglings durch die Erziehung das allgemeine und sehr tief eingreifende Gesetz gegeben, hierin mit dem Anfange und Fortschritte der zu entwickelnden Kräfte des Kindes genau Schritt zu halten.“

„Dagegen haben die gesammten Mißgriffe dieses Pestalozzischen Unterrichts-Plans in Ausdrücken und Vorschlägen die Eine gemeinschaftliche Quelle, daß der dürftige und begränzte Zweck, auf welchen anfangs ausgegangen wurde, äusserst vernachlässigten Kindern aus dem Volke, unter der Voraussetzung, daß das Ganze bliebe, so wie es ist, die nothdürftigste Hülfe zu leisten, von einer Seite, und vor der Andern, das zu einem weit höheren Zwecke führende Mittel, in Vermengung und Widerstreit miteinander gerathen; und man wird vor allem Irrthume gesichert, und erhält einen mit sich vollkommen übereinstimmenden Begriff, wenn man das erstere, und alles, was aus dessen Beachtung gefolgt ist, fallen läßt, und sich bloß an das letztere hält, und es folgegemäß durchführt. Ohne Zweifel entstand lediglich aus dem Wunsche, jene Kinder der äussersten Armuth sobald als möglich aus der Schule zum Broderwerb zu entlassen, und dennoch sie mit einem Mittel zu versehen, wodurch sie den abgebrochenen Unterricht nachholen könnten, in Pestalozzi's liebendem Gemüthe die Ueberschätzung des Lesens und Schreibens, die Aufstellung dieser beinahe als Ziel und Gipfel des Volksunterrichts, sein unbefangener Glaube an die Aussage der abgelaufenen Jahrtausende, daß dieses die besten Hilfsmittel der Belehrung seyen; da er ja ausserdem gefunden haben würde, daß gerade dieses Lesen und Schreiben bisher die eigentlichen Werkzeuge gewesen, um die Menschen in Nebel und Schatten einzuhüllen, und sie überklug zu

machen: daher auch rühren ohne Zweifel mehrere andere mit seinem Grundsatze der unmittelbaren Anschauung im Widerspruche stehende Vorschläge, und besonders seine durchaus irrige Ansicht der Sprache, als eines Mittels, unser Geschlecht von dunkler Anschauung zu deutlichen Begriffen zu erheben. Wir unsers Orts haben nicht von Erziehung des Volks im Gegensatze höherer Stände geredet, indem wir Volk in diesem Sinne, niedern und gemeinen Pöbel, gar nicht länger haben wollen, noch er für die deutschen National-Angelegenheiten ferner ertragen werden kann, sondern wir haben von Nationalerziehung geredet. Soll es jemals zu dieser kommen, so muß der armselige Wunsch, daß die Erziehung doch ja recht bald vollendet seyn, und das Kind wieder hinter die Arbeit gestellt werden möge, gar nicht mehr zu Odem kommen, sondern sogleich an der Schwelle der Berathung über diese Angelegenheit abgelegt werde. Zwar wird meines Erachtens diese Erziehung nicht kostspielig seyn, die Anstalten werden guten Theils sich selbst erhalten können, und es wird der Arbeit kein Eintrag geschehen; und ich werde meine Gedanken hierüber zu seiner Zeit darlegen: aber wenn dieß auch nicht so wäre, so muß unbedingt und auf jede Gefahr der Zögling in der Erziehung so lange bleiben, bis sie vollendet ist, und vollendet seyn kann; jene halbe Erziehung ist um nichts besser, denn gar keine; sie läßt es eben bei'm Alten, und wenn man dieß will, so erspare man sich lieber auch das Halbe, und erkläre gleich von vorn herein geradezu, daß man nichts wolle, daß der Mensch-

heit geholfen werde. Unter jener Voraussetzung nun kann in der blossen National-Erziehung, so lange dieselbe dauert, Lesen und Schreiben zu nichts nützen, wohl aber kann es sehr schädlich werden, indem es von der unmittelbaren Anschauung zum blossen Zeichen, und von der Aufmerksamkeit, die da weiß, daß sie nichts fasse, wenn sie es nicht jetzt und zur Stelle faßt, zur Zerstreutheit, die sich ihres Niederschreibens tröstet, und irgend einmal vom Papiere lernen will, was sie wahrscheinlich nie lernen wird, und überhaupt zu der den Umgang mit Buchstaben so oft begleitenden Träumerei leichtlich verleiten könnte; so wie es dieses auch bisher gethan hat. Erst am völligen Schlusse der Erziehung, und als das letzte Geschenk derselben mit auf den Weg, könnten diese Künste mitgetheilt, und der Zögling geleitet werden durch Zergliederung der Sprache, die er schon längst vollkommen besitzt, die Buchstaben zu erfinden und zu gebrauchen, welches ihm bei der übrigen Bildung, die er schon erlangt hat, ein Spiel seyn würde."

„In Gemäßheit dieser Ansicht ist alles, was der Erfinder über Schall und Wort, als Entwicklungsmittel der geistigen Kraft spricht, zu berichtigen und zu beschränken."

„Die Grundlage seiner Entwicklung aller Erkenntniß enthält sein Buch für Mütter; indem er unter andern gar sehr auf häusliche Erziehung rechnet. Was zuförderst diese, die häusliche Erziehung, selbst anbe-

langt, so wollen wir zwar mit ihm keineswegs über die Hofnungen, die er sich von den Müttern macht, streiten; was aber unsern höhern Begrif einer National-Erziehung anbelangt, so sind wir fest überzeugt, daß diese, besonders bei den arbeitenden Ständen, im Hause der Eltern, und überhaupt ohne gänzliche Absonderung der Kinder von ihnen, durchaus weder angefangen, noch fortgesetzt, oder vollendet werden kann. Der Druck, die Angst um das tägliche Auskommen, die kleinliche Genauigkeit und Gewinnsucht, die sich hierzufügt, würde die Kinder nothwendig anstecken, herabziehen, und sie verhindern, einen freiern Aufflug in die Welt des Gedankens zu nehmen."

„Dieß nun abgerechnet, und das Pestalozzische Buch für die Mütter lediglich als erste Grundlage des Unterrichts betrachtet, ist auch der Inhalt desselben, der Körper des Kindes, ein vollkommener Mißgriff. Er geht von dem sehr richtigen Satze aus, der erste Gegenstand der Erkenntniß des Kindes müsse das Kind selbst seyn; aber ist denn der Körper des Kindes das Kind selbst? wäre, wenn es doch ein menschlicher Körper seyn sollte, der Körper der Mutter ihm nicht weit näher und sichtbarer? und wie kann doch das Kind eine anschauliche Erkenntniß von seinen Körper bekommen, ohne zuerst gelernt zu haben, denselben zu gebrauchen? Jene Kenntniß ist keine Erkenntniß, sondern ein blosses Auswendiglernen von willkührlichen Wortzeichen, das durch die Ueberschätzung des Redens herbeigeführt wird. Die wahre Grundlage

des Unterrichts und der Erkenntniß wäre, um es in der Pestallozzischen Sprache zu bezeichnen, ein ABC der Empfindungen. Wie das Kind anfängt, Sprachtöne zu vernehmen, und selbst nothdürftig zu bilden, müßte es geleitet werden, sich vollkommen deutlich zu machen, ob es hungere, oder schläfrig sey, ob es die mit dem oder dem Ausdrucke bezeichnete sich gegenwärtige Empfindung sehe, oder ob es vielmehr dieselbe höre u. s. f., oder ob es wohl gar etwas bloß hinzudenke; wie die verschiedenen durch besondere Wörter bezeichneten Eindrücke auf denselben Sinn z. B. die Farben, die Schalle der verschiedenen Körper u. s. f. verschieden seyen, und in welchen Abstuffungen; alles dieß in richtiger und das Empfindungsvermögen selbst regelmäßig entwickelnder Folge. Hiedurch erhält das Kind erst ein Ich, das es im freien und besonnenen Begriffe absondert, und mit demselben durchdringt, und gleich bei seinem Erwachen in's Leben wird dem Leben ein geistiges Auge eingesetzt, das von nun an wohl nicht wieder von demselben lassen wird. Hiedurch erhalten auch für die nachfolgenden Uebungen der Anschauung die an sich leeren Formen des Maases und der Zahl ihren deutlich erkannten innern Gehalt, der bei der Pestalozzischen Verfahrungsweise doch nur durch dunklen Hang und Zwang ihnen hinzugesetzt werden kann. Hier auch, bei diesem deutlichen Erfassen dessen, was eigentlich empfunden wird, ist der Ort, wo, zwar nicht das Sprachzeichen, aber das Reden selbst, und das Bedürfniß, sich für andere auszusprechen, den Menschen

bildet, und ihn aus der Dunkelheit und Verworrenheit zur Klarheit und Bestimmtheit erhebt. Auf das zuerst zum Bewußtseyn erwachende Kind dringen alle Eindrücke der dasselbe umgebenden Natur zugleich ein, und vermischen sich zu einem dumpfen Chaos, in welchem nichts Einzelnes aus dem allgemeinen Gewühl hervorsteht. Wie soll es jemals herauskommen aus dieser Dumpfheit? Es bedarf der Hülfe anderer; es kann diese Hülfe auf keine andere Weise an sich bringen, denn dadurch, daß es sein Bedürfniß bestimmt ausspreche, mit den Unterscheidungen von ähnlichen Bedürfnissen, die schon in der Sprache niedergelegt sind. Es wird genöthigt, nach Anleitung jener Unterscheidungen, mit Zurückziehung und Sammlung auf sich zu merken, das, was es wirklich fühlt, zu vergleichen, und zu unterscheiden von anderm, das es wohl auch kennt, aber gegenwärtig nicht fühlt. Hierdurch sondert sich erst ab in ihm ein besonnenes, und freies Ich. Diesen Weg nun, den Noth und Natur mit uns anhebt, soll die Erziehung mit besonnener und freier Kunst fortsetzen."

„Im Felde der objektiven Erkenntniß, die auf äussere Gegenstände geht, fügt die Bekanntschaft mit dem Wortzeichen der Deutlichkeit und Bestimmtheit der innern Erkenntnis für den Erkennenden selbst durchaus nichts hinzu, sondern sie erhebt dieselbe bloß in den völlig verschiedenen Kreis der Mittheilbarkeit für andere. Die Klarheit jener Erkenntniß beruht gänzlich auf der Anschauung, und dasjenige, was man

nach Belieben in allen seinen Theilen, gerade so wie es wirklich ist, in der Einbildungskraft wieder erzeugen kann, ist vollkommen erkannt, ob man nun dazu ein Wort habe, oder nicht. Wir sind sogar der Ueberzeugung, daß jene Vollendung der Anschauung, der Bekanntschaft mit dem Wortzeichen vorausgehen müsse, und daß der umgekehrte Weg gerade in jene Schatten- und Nebel-Welt, und zu dem frühen Maulbrauchen, welche beide Pestalozzi mit Recht so verhaßt sind, führe, ja, daß der, der nur je eher je lieber das Wort wissen will, und der seine Erkenntnisse für vermehrt hält, sobald er es weiß, eben in jener Nebelwelt lebt, und bloß um deren Erweiterung bekümmert ist. Des Erfinders Denkgebäude im Ganzen erfassend, glaube ich, daß es gerade dieses A B C der Empfindung war, was er, als erste Grundlage der geistigen Entwicklung und als Inhalt seines Buchs der Mütter, anstrebte, und was ihm dunkel, bei allen seinen Aeusserungen über die Sprache, vorschwebte."

„Diese Entwicklung nun des erkennenden Subjekts selbst, an der Empfindung, vorausgesetzt, und der National-Erziehung, die wir beabsichtigen, als allererste Grundlage untergelegt, ist das Pestalozzische A B C der Anschauung, die Lehre von den Zahl- und Maaßverhältnissen, die vollkommen zweckmäßige und vortreffliche Folge. An diese Anschauung kann ein beliebiger Theil der Sinnenwelt geknüpft werden, sie kann eingeführt werden in das Gebiet der Mathematik, so lange, bis an diesen Vorübungen der Zögling

hinlänglich gebildet sey, um zur Entwerfung einer gesellschaftlichen Ordnung der Menschen, und zur Liebe dieser Ordnung, als dem zweiten und wesentlichen Schritte seiner Bildung, angeführt zu werden.

Diesem A B C der Anschauung und der Empfindung fügt nun Fichte noch ein A B C der Kunst, d. h. des körperlichen Könnens bei, welches er bloß auf körperliche Fertigkeiten beschränkt, und es nicht auf die Kunst des Denkens ausdehnt, die ein besonnenes, reinbewußtseyendes Handeln, wozu der Mensch erzogen und unterrichtet werden soll, voraussetzt, und worüber ich in der Folge noch Mehreres sagen werde.

Aus dem Bishergesagten ergibt sich bereits mein Urtheil über Fichte's und Pestalozzi's Ansichten. Beide gehen von der Nothwendigkeit des anschaulichen Unterrichts aus, und fordern die Anschauung als Grundbedingung, um dem bisherigen Schul- und Wort- oder eigentlich Nichtwissen und der schülerhaften Schwätzerei zu begegnen. Fichte fügt dieser Anschauung noch die Empfindung bei, und zwar mit Recht; denn ohne Empfindung hat die Anschauung keinen Sinn, und ist leer und geistlos. Allein nun entrückt Fichte seinen Zögling mit einem Male in höhere Regionen, und erzieht ihn zu seinen politischen Zwecken — ein Sprung, der zwar zu einem Erziehungs-Institute, aber nicht zum Ziele führen dürfte. Sein Schüler soll der häuslichen Erziehung entzogen werden. Pestalozzi fordert zwar dasselbe, allein bei Kindern, die keine häus-

liche Erziehung geniessen. Welche Mutter und welcher Vater, der noch Gefühl hat, würde sich wohl seine Kinder entziehen und seiner Pflege sich entreissen lassen? Und welche Abstammung würden Kinder in ihrem Innern verrathen, die so der häuslichen Erziehung entrissen werden könnten? Wäre hierin etwas Anderes, als Leichtsinn, Frivolität, ein nichtswürdiges Daseyn vorherzusehen? Sollte ein Institut der Art nicht schon von Vorne herein den Keim der Zerstörung in sich tragen? — Gewiß! Wenn einmal die Moralität schon so locker und lose geworden ist, daß die ursprünglichsten, die elterlichen, Verhältnisse nicht mehr geachtet werden; dann schweigen Gefühl und Empfindung, und der Unterricht gewinnt jene Richtung, die wir ihn jetzt in unsern Schulen nehmen sehen: er ist Gefühl- und Empfindungslos, ohne Leben, Wahrheit und ursprünglicher Erkenntniß.

In dieser Hinsicht muß ich also Pestalozzi beistimmen, wenn er sich an die Mütter wendet, und von ihnen das Beste für die Erziehung der Jugend erwartet. So wie das Weib überhaupt die Bewahrerin des Gefühls seyn sollte; so kann nur von der Mutter die erste sittliche Erziehung des Kindes ausgehen, welcher freilich im Vater der strengere, höhere Richter zur Seite steht. Wer kann auch die Empfindung des Kindes besser deuten und verstehen lernen, als die Mutter? Wer kann also inhaltsvoller und bezeichnender das Kind sprechen lehren, als sie?

Und warum sollte der Zögling nicht sein eigenes Bedürfen, seine eigene Noth und seine natürliche, ihm angeborne Schuld, die er abzutragen und zu bezahlen hat, fühlen und lebendig einsehen lernen? Warum sollte er sich nicht in seiner Abhängigkeit von Anderen erkennen, und so sein eigenes bedürftiges Ich einsehen lernen? Sollte hiedurch nicht gleich von Vorne herein der natürliche Stolz und Hochmuth gebeugt, und so die natürliche Rohheit zur Begierde des Lernens und zur Arbeit gedemüthiget werden? In der That verstehe ich hier Fichte'n nicht, und er scheint mir sein Ziel viel zu hoch sich gesteckt zu haben.

Wird nur einmal die Lehre an das individuelle Bedürfniß des Zöglings angeknüpft, und jede besondere häusliche Lage desselben beim Unterrichte besser berücksichtigt, -- eine Sache, die freilich durch die Mütter und deren zweckmässigere Erziehnng und Ausbildung zur Häuslichkeit sehr erleichtert werden könnte, — sogleich werden wir die guten Folgen inne werden, und der Staat wird nicht mehr nöthig haben, die Eltern vor Mißgriffen bei der Wahl eines Standes für ihre Kinder zu warnen, und nicht mehr wird uns das Hinausdrängen aus dem angebornen Kreise des Lebens uns so oft begegnen, wie es jezt der Fall ist; sondern Talent und Neigung werden in die Gewerbe und znm Ackerbau zurückkehren, und hier ein reeleres Wohl finden, als in den romantischen Hoffnungen, deren Erfüllung das jugendliche Gemüth in anderen Ständen sich träumt. Zu solchen Träumereien

verleitet eben die Nichtsthuerei unserer gelehrten Erziehung, und da Trägheit die angeborne Erbsünde des Menschen ist; so kann eine solche praktische Nichtsthuerei nie zu etwas Gutem führen.

In der That bin ich auch mit Tristram Shandy überzeugt: „daß es eine Nord-West-Passage nach der intellektuellen Welt gibt, und daß die Seele des Menschen kürzere Wege weiß, wie sie zu Werke gehen soll, um sich Wissenschaft und Unterricht zu verschaffen, als wir gemeiniglich mit ihr einschlagen.“

Für einen solchen kürzeren Weg halte ich, wenn der Unterricht gleich zu Anfang mehr auf das individuelle Bedürfniß des Schülers beschränkt, und wenn der Uebergang vom anschaulichen zum abstrakten Unterrichte schärfer in's Auge gefaßt wird.

Ich habe oben gesagt, daß Wort und Sache bei unserm Schulunterrichte noch immer zu sehr von einander getrennt sind, und das allgemeine Normativ der öffentlichen Unterrichts-Anstalten im Königreiche Baiern scheint diese Trennung beinahe zu einem gesetzlichen zu machen. In diesem heißt es, da von den Gymnasial- und Real-Instituten die Rede ist: „Jene sollen es mit dem Sprachstudium und den damit verwandteren Gegenständen der Spekulation und des intellektuellen Wissens zu thun haben; diese aber mit dem Sachstudium und den damit verwand-

teren Gegenständen der Contemplation und des materiellen Wissens?" — Welchen Begrif der Herr Verfasser von dem Sachstudium wohl haben mag! Glaubt er in der That, daß zum materiellen Wissen kein Verstand (Intellectus) erforderlich sey, und daß also dieses Wissen vom intellektuellen Wissen rein ausgeschieden werden könne? Ich dächte, wenn man ein Etwas, sey es, was es sey, in seinem Verstande begreift, daß dazu doch auch Verstand erforderlich seyn müsse!

Und in der That findet sich in jenem Normative diese Trennung noch weiter durchgeführt, und die beiden Hälften des menschlichen Wissens laufen darin gleich den aristophanischen Menschen herum, denen die ursprüngliche Einheit fehlt.

Gehen jene Studierende mit diesen Vorbegriffen auf die hohe Schule; so ist es kein Wunder, wenn ein Staat sich im Staate bildet, und der Studierende endlich wähnt, er gehöre zu einer eigenen, abgesonderten Kaste von Menschen. Man entfremde doch nicht den künftigen Richter, Lehrer und Berather des wirklichen, handelnden Lebens diesem Leben selbst, damit er mit Kenntniß rathen, lehren und richten könne!

Der eigentliche Sach-Unterricht besteht nicht in der Anschauung eines blossen Seyns, sondern in der Anschauung des Werdens eines Dinges, sey es, daß dieses Ding aus eigener natürlicher Kraft hervor-

geht, oder daß es aus einer menschlichen Thätigkeitsweise selbst entsteht. Ein solcher Unterricht begreift Grund und Folge, Ursache und Wirkung in sich, er fordert daher Verstand, und wir sehen ihn z. B. bei den Lehrjungen der bürgerlichen Gewerbe ausüben. Hier geht nun in der That, wie Fichte sagt, die innere Erkenntniß der Bekanntschaft mit dem Wortzeichen voran, und es wäre daher zu wünschen, daß hierin ein besserer und durchgeführterer Wort-Unterricht Platz griffe. Gewerbs- und selbst Ackerbau-Schulen dürften daher in den grösseren Städten des Königreichs sehr wünschenswerth seyn.

Dagegen beschäftigt man sich in unsern gelehrten Schulen zu viel mit dem blossen abstrakten Unterrichte, und selbst der Sach-Unterricht wird nicht anschaulich und lebendig genug gelehrt. Man berücksichtige hier nur die Erdbeschreibung. Wird diese wohl so gelehrt, daß der Schüler einen deutlichen lebendigen Begriff mit dem Erlernten verbindet? Ich möchte beinahe behaupten, sehr viele Lehrer verbinden selbst keinen solchen damit.

Einen ähnlichen Beleg liefert die Geschichte. Wie sollen Schüler in diesem Alter Thatsachen und Begebenheiten wahr und lebendig auffassen können, wozu männliches Gefühl und männliches Fassungsvermögen erforderlich sind? Kann ihr Lernen in dieser Hinsicht etwas Anderes seyn, als blosse Gedächtnißsache? Und müssen nicht die Bilder, die sich in ihrer Seele erzeugen, ohne Leben und also blosse Wortbilder seyn?

Wozu kann und soll nun ein solches Lernen führen? Zur Vielwisserei, gelehrtem Eigendünkel und leerem Geschwätze? Zu jenem falschen Ehrgeize, den die Geschichte so leicht im jugendlichen Gemüthe rege macht, und welcher dasselbe oft die ganze Lebensdauer hindurch nicht verläßt, und der schon so oft sich verderblich für ganze Staaten und Generationen bewiesen hat?

Nein, das frühere Studium der Geschichte sollte blosse Vorübung und für die jugendliche Fassungskraft sorgfältig ausgewählt seyn. Auch soll in diesem Alter mehr der Schauplatz, auf welchem Menschen gelebt und gehandelt haben, und zwar im Verhältnisse mit dem eigenen Standpunkte des Wohnortes kennen gelehrt werden. Der Schüler wisse lieber wenig, und das Wenige innig und mit lebendigem Bewußtseyn, als daß er in seinem Kopfe ein lebloses Schattenspiel überhandnehmen läßt.

Ich nenne ferner den abstrakten Unterricht denjenigen, welcher ein Handeln und Erkennen voraussetzt, worauf reflektirt, und wovon abstrahirt werden kann. Hieher gehört z. B. der eigentliche Sprach-Unterricht, die Logik, Mathematik u. s. w. Der grammatikalische Unterricht setzt eine schon ausgebildete Sprache voraus, um daraus die grammatikalischen Regeln abstrahiren zu können. Die Logik, als Wissenschaft, setzt das Denken des Menschen voraus, um darauf reflektiren und die Gesetze des Denkens abstrahiren zu können. Die Mathematik setzt ein Bedürfen,

Begehren und Handeln des Universums voraus, da ausserdem keine Linie und kein Punkt möglich wären.

Der Lehrer lehre daher den Zögling nur richtig denken, handeln und sprechen; er legt dadurch zugleich auch den Grund zur leichtern Erlernung des abstrakten Wissens. Das eigene reine Bewußtseyn seines Fühlens, Denkens und Handelns wird sodann den Zögling vor aller Verirrung in die leeren metaphysischen Räume verwahren, und ihn vor jedem Aberglauben und Unglauben sichern. Der Kreis des Wissens ist hier geschlossen, und nur die Ideen einer unendlichen Güte, das Bewußtseyn der eigenen Freiheit seines Handelns und die Aussicht, daß nur dieses Bewußtseyn eine Dauer haben könne, erheitern seinen Blick in die Zukunft.

Ich sehe nicht ein, warum der Kreis des eigentlichen wahren Wissens so schwer sollte zu durchlaufen seyn. Wird nicht mit unnützem Thun die Zeit vertändelt; so kann schnell und gründlich Vieles erlernt werden. Allein ein fühlendes Herz, das zum Wissen und bewußtseyenden Handeln emporstrebt, muß die Grundlage seyn, und vom eigenen Bedürfen muß die Reise nach dem Reiche des Wissens ausgehen. Denn der Zweck alles Unterrichts und aller Erziehung kann nur die eigene Selbstständigkeit des Zöglings seyn, die in einem besonnenen, reinbewußtseyenden Handeln sich offenbart. Der Mensch ist nämlich kein blosses Seyn, auch kein blosses Wissens-Magazin: der

Mensch soll handeln, und zwar reinbewußt-seyend, und also mit Einsicht und Erkenntniß handeln. „Wissenschaften – sagt Tristram Shandy — kann man zwar auswendig lernen, aber Weisheit nicht? — Und dieß ist die Richtung, welche auch dem gelehrten Unterrichte gegeben werden sollte. Der Sprachunterricht kann nur Mittel zum Zwecke seyn, er muß daher dem höhern Zwecke untergeordnet werden.

Was übrigens das Fichte'sche ABC der Kunst betrift; so habe ich noch Folgendes zu erinnern.

Ich zähle zum ABC der Kunst nicht bloß das körperliche Können oder die Gymnastik, sondern auch das geistige Können oder die Kunst des Denkens; denn beide gründen sich auf die Anschauung und Empfindung, und jene, die Gymnastik, gründet sich selbst auf die Kunst des Denkens. Ich muß mir nämlich die Möglichkeit, diese oder jene körperliche Fertigkeit nachzuahmen, oder selbst erzeugen zu können, früher denken, ehe ich zur Ausführung schreite, wenn ich nicht thöricht verfahren will. Allein sowohl die Nachahmung, als die Idee der Möglichkeit einer neuen körperlichen Fertigkeit muß die Empfindung, das Gefühl der Kraft unterstützen, diese Idee oder fremde wirkliche Fertigkeit selbst ausführen, oder in der Nachahmung realisiren zu können. Dieß ist nämlich die Genesis aller körperlicher Fertigkeiten.

Aehnlichkeit hiemit hat auch die Kunst des Denkens. Durch das tägliche Leben und Raisoniren an-

derer Menschen und durch Lektüre entsteht im Zöglinge eine Anschauung fremden Denkens, welche ihn zur Nachahmung anreizt, und ihn die Möglichkeit ahnen läßt, selbst zu denken, und einen eigenen Gedankengang zu gehen und zu erzeugen. Zu Beidem ist nun Empfindung, das Gefühl der Kraft erforderlich, den fremden oder einen eigenen Gedankengang gehen zu können. Diese Empfindung, dieses Gefühl der Kraft muß im Zöglinge da seyn, wenn im Denken soll fortgeschritten werden können; der Lehrer hat daher sehr ernstlich zu sorgen, daß diese Kraft erwache, und Ausschweifung sie nicht lähme.

Wenn also die Bestimmung des Menschen in einem besonnenen, reinbewußtseyenden Handeln besteht; so springt in die Augen, daß das A B C der Anschauung, der Empfindung und der Kunst die erste Grundlage seines Unterrichts ausmachen, und daß man erst sodann zum abstrakten Wissen fortschreiten soll. Allein bis jetzt ist jene Grundlage noch größtentheils der natürlichen Entwicklung des Menschen selbst überlassen, und der Zögling geht in der Regel aus der Schule schon hinaus, ehe noch diese Entwicklung vollständig eingeleitet ist. Er ist daher in einer Welt von leeren Begriffen gefesselt, denen beinahe durchaus Anschauung und Empfindung fehlt, und geht jetzt ins praktische Leben über, wo er sodann nach jenen vorgefaßten Begriffen u r t h e i l t u n d r i c h t e t. Dieses praktische Leben ist überdieß so überladen mit Arbeiten und zugleich mit Sorgen für das eigene Beste, daß auf eine

Nachholung des Versäumten nur in sehr seltenen Fällen noch zu zählen ist. Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich mich hierüber noch mehr verbreiten wollte, und ich werde dieses vielleicht anderswo leisten. Genug, daß aus dem bisher Gesagten bereits so viel erhellt, daß das wirkliche Leben, also der eigentliche Nährstand, hierunter sehr wesentlich leiden muß. —

Ich habe vor siebzehn Jahren gesagt, und es gilt auch jetzt noch: „Was der Schullehrer den Unmündigen ist, das sollte der Religionslehrer für die Erwachsenen seyn, ein Mann, der auf den Geist und das Innere des Volkes wirkt, also — ein Volkslehrer." Allein in Baiern hat der früher herrschende Mönchs- und Pfaffengeist zu viele Reaktion erzeugt, als daß der reine Begrif eines Geistlichen darunter nicht hätte leiden sollen, daher diesem Stande so wenige Achtung gezollt wird, wozu die seltene Erscheinung eines wahren Geistlichen berechtigen mochte. Auch sagte ich damals, es sey zu befürchten, daß in nächster Zukunft auf diesen Zustand der Verachtung und Hintansetzung eine totale Rückkehr zur Frömmigkeit erfolgen wird; — und ich frage nun, ob die Zeichen der Zeit nicht beinahe buchstäblich darauf hindeuten?

Statt Volksbelehrung kann man nun wieder das Chorsingen hören, und wer noch nicht glauben will,

denn wirft man ein paar Duzend zehnfach bescheinigte Wunder an den Kopf, und wer nun noch nicht stillschweigen will, der gehört in das Register der verstockten, unverbesserlichen Sünder, das zu beliebigen Zwecken aufbewahrt wird. Hätte man einen solchen Wechsel der Dinge wohl erwarten sollen, und wurde nicht obige Warnung mit Gleichgültigkeit und Unglauben aufgenommen?

Ich wiederhole daher auch noch folgende Worte, die ich vor siebzehn Jahren sagte: „Nichts kann das Veredlungsgeschäft mehr hemmen, als die unselige Meinung, man habe nun schon einen hohen Standpunkt erreicht.“ — Es tritt sodann jene Selbstgenügsamkeit und jenes Ermatten ein, das uns zum Fortschreiten unfähig macht, und wir sinken gleichsam in unsere angeborne Erbsünde, die Trägheit, zurück, aus der wir uns kaum losgewunden haben. Hier gilt kein Stillstand: es muß ein beständiger Kampf obwalten. Jener Eigendünkel, der uns verleitet, uns für vollständige Sieger zu halten, läßt den geschlagenen Feind sich wieder sammeln, sich erholen, und mit fürchterlicherer Macht wieder erstehen, als er früher besessen hatte. Möge dieses Bild nicht auf unsern neuen religiösen Zustand passen, und der Genius der Zeit demselben eine andere Richtung geben, als er zu haben scheint!

Uebrigens bietet sich in literarischer Hinsicht jetzt ein ungleich erfreulicheres Bild dar, als vor siebzehn

Jahren. Baiern zählt nun ungleich mehr trefliche Schriftsteller, als damals, und läge nicht der Druck der Zeit so schwer auf den Bewohnern Baierns, und würde dieser Druck nicht durch so viele Einrichtungen und Hudeleien (z. B. das Tantiemen- nnd Sportelwesen und die daraus entstehende Prozeß-Vervielfältigung) noch vermehrt; so würde sich die geistige Kultur sehr bald ungleich mehr über Baiern verbreiten, und ein gewisser roher Geschmack ganz verbannt werden, der nur in Derb- und Gemeinheiten sich gefällt. Allein jener Druck der Zeit hemmt den Verkehr der Ideen, der aus vervielfältigter Mittheilung entspringt, und mancher Schriftsteller muß schweigen, weil ihm seine Arbeit nicht bezahlt wird. Mag man nun gegen dieses Letztere sagen, was man will: es ist ein eben so nothwendiges Uebel, als die Anforderung, daß die Dienste des Staates müssen besoldet werden. Wie viel mußte nicht früher mancher Schriftsteller verwenden, ehe er dahin kam, selbst zu denken, und seine Gedanken geordnet und in einer reineren Darstellung dem Publikum vorzulegen? Und warum sollte er so viele Stunden des Nachdenkens und eines einsamen, mühevollen Lebens umsonst dem Ganzen opfern, ohne dafür auch nur seinen Lebensunterhalt fordern zu dürfen? — Man erwiedere nicht, daß der Staat diese Belohnung leisten sollte. Der Staat hat mehr zu leisten, und es hören in der Regel die Singvögel zu singen auf, wenn sie zu gut gepflegt werden. Auch wissen sich nur die Geübteren solche Sinecuren-Stellen

zu verschaffen, und gar mancher redliche Schriftsteller ist zu solchen Maneuvers gar nicht zu gebrauchen.

Recht sehr ist es daher in literarischer Hinsicht zu wünschen, daß endlich einmal der Wohlstand des Unterthans in Baiern sich wieder emporhebe. Es leidet sonst die Kultur des Geistes immer mehr darunter, und der Buchhandel unterliegt noch ganz dieser eisernen Zeit. Und so lange der Buchhandel nicht wieder emporblüht, so lange wird auch Baiern in geistiger Hinsicht nicht aktiv erscheinen. Es bietet hierin noch immer ein passives Bild dar.

An eine Vermehrung der Buchhändler kann also jetzt gar nicht gedacht werden: es sind ihrer ohnedieß schon zu Viele. Mit inniger Freude mußte seit einiger Zeit jeder Baier wahrnehmen, wie viele neue Verlagsartikel die baierischen Buchhändler geliefert hatten, und gewiß verdient ein solcher Eifer alle Unterstützung.

Daß übrigens der Buchhandel in unseren Tagen ein sehr odiöses Geschäft geworden ist, muß Jedermann einsehen. Die lesenden Zeitgenossen hatten bisher zu viele Sorge für ihr eigenes physisches Bestehen zu tragen. Viele vermochten nicht zu kaufen, oder konnten, wenn sie es thaten, nicht zahlen. Für einen großen Theil der Erwerbsklasse hat aber alles Gedruckte, Zeitungen, Schrannen- und Waarenpreise und etwa Wechselkurse ausgenommen, keinen Werth. Was nicht unmittelbar dem Beutel oder Magen zollt, das

erhält von dieser Klasse keine Beachtung; einen mittelbaren Nutzen einzusehen, dahin reicht ihre Denkkraft und ihre Beobachtungsgabe noch nicht. Auch hat jetzt der Geldwucher jene Stufe erreicht, daß er an allem Wohlstande nagt, und jede Ader zu vertrocknen droht. Das Geld ist zum höchsten Idole geworden, und alles Andere, Geisteskraft und selbst innerer, höherer Werth, muß ihm unterthan seyn.

Welche Gründe sind dieses nicht, einem Gewerbe emporzuhelfen, das auf den wahren Werth der Unterthanen eines Staates einen so ausgebreiteten Einfluß hat! Und wodurch kann die Regierung leichter der Verderbniß begegnen, welche Habsucht und Eigennutz um sich verbreiten, als durch das Emporbringen jenes Gewerbes?

Ich will hier diese Fragen nicht weiter fortsetzen, und nur noch einen Blick auf die Literatur selbst werfen.

Das einzige Institut, welches den Zustand der oberdeutschen Literatur verkündet, die Münchner-Literaturzeitung, ist nach einer Reihe von Jahren endlich wieder aus seiner Asche erstanden. Allein es scheint für seine Unternehmer nicht sehr lukrativ zu seyn, — ein Beweis, daß eigentliche Wissenschaftlichkeit noch keines sehr bedeutenden Absatzes sich erfreut. Dieses Institut zählt unter seine Mitarbeiter die treflichsten Männer, und zeichnet sich in mehreren Zweigen des Wissens vor vielen andern kritischen Instituten aus. Vorzüglich scheint Friedrich Köppen es

vor Anderen zu unterstützen. Es repräsentirt in theologischer Hinsicht die aufgeklärte Partei in Baiern, welcher gegenüber die Mastiaux'sche Literatur-Zeitung den Obskurantismus möglichst emporzubringen sucht. Ob dieser Kampf mit jener Urbanität und Kraft geführt wird, wie es kritischen Instituten geziemt, möchte wenigstens auf einer Seite nicht der Fall seyn. Uebrigens ist es auch schwer, in solchen Fällen immer das gehörige Maaß zu beobachten.

Gewiß aber ist es, daß ein Institut der Art, wie die Münchner Literaturzeitung, eine höhere Unterstützung geniessen sollte, damit die Mitarbeiter bezahlt, der Preis erniedrigt, und dieses kritische Blatt in die Lyceen und Gymnasien allgemein eingeführt werden könnte.

Kultur des Bodens. Gewerbe. Handel.

Beinahe sollte man jetzt an der Wahrheit des Grundsatzes zweifelhaft werden: „daß der Ackerbau als der Grundpfeiler des Staatsgebäudes zu betrachten sey, und daß also von dem mehreren oder minderen Flore desselben, nach Gründen der Wahrscheinlichkeit, auch die längere oder kürzere Dauer des Staates abhänge.“ — Allein nach einem tyrannischen Drucke der Art, welcher seit 1805 auf dem Grundbesitze lastete, und den jetzt noch die während dieser Periode Wiedererstandenen fortsetzen, läßt sich keine andere Folge erwarten, als vor Aller Augen daliegt. Wir wurden durch die Kriege eines Eroberers und durch seine Herrschlust in die eisernen Zeiten des Mittelalters zurückgeschleudert. Alles Alte, welches bereits einer mildern Sinnesart Platz gemacht hatte, erwachte wieder, und so litt denn der ackerbauende Stand wieder all' jene Be‹dr›ückungen, die man ihm in jenen Tagen der Barbarei aufgebürdet hatte. Was sollen nun die mitleidigen Ausrufungen nützen, die man gegen ihn verschwendet? Nichts, durchweg nichts! Die Steuern und grundherrlichen Abgaben werden dadurch nicht vermindert; die eiserne Gesetzgebung, welche in solchen Tagen auf den Grundbesitzern lastet, wird dadurch nicht milder gemacht, ja man unterstützt sogar viel lieber den Wucher der Kapitalisten, als den Grundbesitzer; man belastete auch noch den Bauer mit einer Straf-Gesetzgebung, die ihn in Hinsicht seiner Dienstboten

aller familienväterlichen Gewalt beraubte, und setzte ihn somit ganz unter die Vormundschaft des Staates. In der That lieferte diese Gesetzgebung vollkommen das Bild, welches der Staatsdiener im Staate selbst darstellte. Der Dienstbote wurde dadurch nicht bloß dem Herrn gleichgestellt; er erhielt sogar einen bedeutenden Vorsprung vor diesem, und der Herr wurde eben so der Spielball in den Händen seiner Dienstboten, wie der Staat nur ein Spielball in den Händen der Staatsdiener war. Baiern darf sich daher Glück wünschen, eine ständische Verfassung erhalten zu haben, damit doch einmal diesem Unwesen gesteuert wird.

Und wenn es doch nur auch wahrer Ernst wäre mit diesen mitleidigen Ausrufungen! Aber so erinnere man sich zurück in die Jahre 1816 und 1817, welches Getobe über den Bauernstand man damals zu Ohren bekam. Konnte es wohl zu jener Zeit einen verworfenern Menschen geben, als der Bauer seyn mußte? War nicht an Allem, ich glaube, sogar am Mißwachse, der Bauer allein schuld, und mußten nicht Alle seyn, was im Grunde nur Einige waren? — Es erregt Widerwillen, wenn man solche Extreme zu Ohren und zu Gesichte bekömmt: sollte man doch beinahe glauben, wir lebten schon an der Pforte des Verfalls der Staaten! —

„Wie ist nun dem Bauer zu helfen? — heißt es jetzt, — dem Bauer muß nun geholfen werden!" — Dieses hätte schon lange geschehen sollen, meine Her-

ren! Und dem Bauer hätte sehr leicht geholfen werden können, wenn man in den Jahren 1816 und 1817 nicht so vieles Geld in's Ausland verschickt, sondern dasselbe dem Bauern zu geringen Zinsen dargeliehen hätte. Es würde hier mehr Früchte getragen haben, als das ausländische Getreide Nutzen der Staatskasse abgeworfen hat.

Daß nun geholfen werden muß, unterliegt wohl keinem Zweifel, und daß noch Vielen geholfen werden kann, wenn Kredit dem Bauer verschaft, und unbarmherzigen Hypothek-Gläubigern gehörig begegnet wird, springt ebenfalls in die Augen. Befreit man ferner den Bauer von der Dienstbotenherrschaft, und erleichtert man ihm die Last überspannter grundherrlicher Rechte, ferner die Last des Sportel- und Tantiemen-Wesens und endlich dereinst auch die Last einer zu hoch getriebenen Besteuerung; so wird es bald besser werden. Uebrigens lebe ich voll des Glaubens, daß, wenn die Noth auf's Höchste steigt, die Hülfe am Nächsten ist, und daß daher der liebe Gott dem Bauer bald selbst am Besten helfen wird. Wie und auf welche Weise? — Das wird sich bald zeigen.

Unter solchen Auspicien müßten alle Fortschritte in der Kultur des Bodens wieder in ihr voriges Nichts zurücksinken. Wer sollte Auslagen und Mühe und Arbeit daran wagen, wenn sie zu Nichts führen, und keinen reelen Nutzen in den Beutel schaffen? Lieber entledigt sich der Bauer eines überflüßigen Dienstbo-

tens, und unterläßt in der Wirthschaft Manches, als daß er neue Arbeiten unternimmt, und jenen Dienstboten beibehält. So gewiß ist es, daß verfehlte Maasregeln von oben herab am schwersten auf der Kultur des Bodens lasten!

Es ist bereits oben gesagt worden, daß die grundherrlichen Rechte jetzt wieder ungleich strenger, als in frühern Zeiten, ausgeübt werden, und daß hierin eine finanzielle Plusmacherei eingetreten ist. Das Nehmen und Begehren ist hier nicht schwer, aber das Geben ist ungleich härter. Ich möchte wissen, wie auf eine solche Weise je ein freies Eigenthum soll entstehen können! Der Unterthan kann ja nie zu Kräften gelangen, daß er sich frei kaufen könnte. Allein das scheint man auch nicht zu wollen, da man sonst die in Hinsicht des Freikaufs ohnedieß schon drückenden Gesetze nicht mit ungünstigen Augen ansehen könnte. Und was ist Freiheit des Eigenthums anders, als ein beinahe leerer Name, wenn es nicht ganz rein ludeigen ist? Erst dann kann ein freies Schalten und Walten mit diesem Eigenthume Platz greifen, wenn es durchaus an keinem andern Herrn weiter gebunden ist.

Was ich im Jahre 1804 in Hinsicht des Bestrebens der Regierung, die Hindernisse der Kultur des Bodens hinwegzuräumen, und die volle Freiheit des Grundeigenthums zu bewerkstelligen, gesagt habe, ist jetzt ganz anders geworden. Damals wollte die Regierung, daß die Freiheit des vollen Grundeigenthums

hergestellt werde, und sie versah es bloß in den Mitteln, zu diesem Zwecke zu gelangen, indem Einige der Meinung sind, daß diese noch zu drückend für den Unterthan seyen. Allein jetzt sieht man von Seite der Regierung hierin nicht nur nichts Drückendes, sondern hält die ganze frühere Loskaufs-Operation für eine Verschwendung, die nie Platz hätte greifen sollen. Es ist daher vorauszusehen, daß dieser althergebrachte aristokratische Druck sein ferneres Fortbestehen noch haben werde.

Ausser der Freiheit des Grundeigenthums hat eine Regierung auch die Sicherheit desselben vorzüglich zu berücksichtigen. Unter der Sicherheit des Eigenthums verstehe ich aber nicht bloß jene Sicherheit vor äusseren feindlichen Ueberfällen (hiefür bürgt die Staats-Verfassungs-Urkunde und das Peräquationsgesetz), sondern jene, welche ihn im Innern des Landes theils im Grundbesitze, theils im Genusse der Früchte seiner Arbeit und seines Grundkapitals schützt. Kein Gewerbe ist nämlich so langsam in seinem Umlaufe, als das landwirthschaftliche; kein Gewerbe verzinset daher auch die Kapitalien, welche zu dessen Verbesserung angelegt werden, später, als dasselbe. Will also der Staat die Verbesserung des Ackerbau's; so muß er auch auf diese langweilige Verzinsung Rücksicht nehmen. Treten nun Zeiten des Geldwuchers ein, in welchen Kapitalien zu hohen Zinsen benützt werden können, oder tritt überhaupt Geldmangel ein; so sieht sich jener Landmann, welcher fremde

Kapitalien auf seinem Gute liegen hat, bald dieser Kapitalien beraubt, und genöthigt, neuen Kredit zu suchen. Wo soll er jetzt diesen bei dem hohen Zinsen-Fuße finden, besonders wenn ungünstige Jahre den Werth der Güter herabsetzen? Ist aber überdieß die Civilgesetzgebung von der Art, daß es von der beschränkten landwirthschaftlichen Einsicht des Richters abhängt, die Sache schnell zu entscheiden; so kann oft der bravste Landwirth der Kapitalien, die er zur Verbesserung in dem Boden hinein steckte, und der Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes positiv gesetzlich beraubt, und gleichsam geplündert werden. —

Ausser dieser Sicherheit des Grundbesitzes muß dem Landmanne auch die möglichste Sicherheit des Früchtegenusses gewährt werden. Ein thätiger Landwirth wird sich zwar grossentheils selbst sichern können, wenn ihm die Mittel dazu nicht verwehrt werden. Allein bei der bisherigen Kriminalgesetzgebung in Baiern, welche in eine Zeit hineinfiel, in der der ordentliche Unterthan ohnedieß ausgesaugt und gleichsam geplündert ward, ist, was Selbsthülfe betrift, dieß kaum denkbar. Es gibt keinen Haus- und Familien-Vater (paterfamilias) mehr. Es ist jede Selbsthülfe auf eigenem Grund und Boden erschwert.

Aber der Landmann soll nicht bloß Sicherheit vor Menschen und zahmen Thieren, sondern auch Sicherheit vor den Thieren des Waldes geniessen. Seit Bonaparte's Regierung hat jedoch das rohe Vergnügen

der Jagd wieder überhandgenommen, und es werden die wilden Thiere wieder sehr sorgsam gepflegt. Vieler Unfug wird nun in dieser Hinsicht wieder getrieben, und es haben überall Jagd-Verpachtungen statt. Es gibt zwar Gegenden, welche zur Jagdbarkeit ganz geeignet sind. Allein wo dieses der Fall nicht ist, sollte das Jagdrecht auf die Wälder, und zwar bloß auf die eigenthümlichen beschränkt werden. Auf den Feldern aber sollten der Eigenthümer und der Flurschütz das Recht haben, die Jagdthiere zu schiessen.

Dieß ist in Kürze meine Meinung über die Kulturgesetzgebung und die Landwirthschaftspolizei. Ich will nun nur noch Einiges über eigenes Beispiel und Lehre in landwirthschaftlicher Hinsicht von Seite der Regierungen oder über aufmunternde Belohnungen, die Kulturslustigen ertheilt werden, hier anführen.

Zur Förderung dieser Zwecke existiren in Baiern vorzüglich zwei Institute, nämlich das landwirthschaftliche Institute zu Schleißheim und der landwirthschaftliche Verein. Ehe ich mich jedoch hierüber weiter verbreite, habe ich noch über Lehre und Beispiel, welche von Seite der Regierungen ertheilt werden, Einiges zu sagen.

Von Forstner sagt in seiner Landwirthschafts-Polizei: „Uebrigens soll sich die Landwirthschaftspolizei nicht dergestalt in die Angelegenheiten der Landwirthschaft mischen, als wolle sie gleich-

Bayerische Staatsbibliothek München

sam die Betreibung des Feldbaues als Oberlandwirth dirigiren. Eine solche Einmischung in die Landwirthschaft würde dem Flor derselben nicht nur nicht förderlich, sondern selbst nachtheilig seyn. Ein Kunsterfahrner sagt: Tröste der Himmel den Staat, wo der Kameralist auch dem Landmanne seine Wirthschaft und dem Kaufmanne seine Handlung mit einzurichten, zu führen oder gar zu dirigiren, sich für berufen und berechtigt hält! Wo der Acker und der Wirth frei ist, da erfolgt die Vollkommenheit der Landwirthschaft von selbst; soweit sie sich für Zeit und Ort schickt. Nur Befreiung von den Fesseln der Abhängigkeit, mehr bedarf der Oekonom nicht! Belehrungen sind ihm überflüßig! Er wird durch solche Belehrungen meist nur an lateinische Wirthe erinnert, und läßt sich weit lieber durch seines Nachbars Beispiel belehren."

Alles zu weit Getriebene hinkt! So auch hier. Daß von Seite der Landwirthschafts-Polizei und also der Regierungen in Hinsicht der eigentlichen Landbewirthschaftung kein Zwang Platz greifen dürfe, versteht sich von selbst, und ist auch in Baiern gar nicht zu befürchten, so sehr auch mancher Kameralist oder manches landwirthschaftliche Vereinsmitglied hiezu einige Lust haben möchte. Daß aber von Seite der Regierungen gar keine Lehre oder kein Beispiel aufgestellt werden könnte oder dürfte, ist grundfalsch, wie sich sogleich näher zeigen wird. In welchem Zustande würde sich der Ackerbau und besonders die Obstbaumzucht noch befinden, wenn nicht von Seite der Regie-

rungen oder der höhern Stände, also von Seiten der sogenannten lateinischen Wirthe, Vieles zur Verbesserung desselben geschehen wäre! Daß der Bauer das Beispiel seines Nachbarn lieber nachahmt, als das eines Andern, ist sehr erklärbar, weil es ihm eher anwendbar scheint, als dieses. Und es ist zum Theile sehr gut, daß er kein übereilter Nachahmer ist. Allein ich wünschte zu erfahren, wie viel Neues wohl in der Landwirthschaft geschähe, wenn der Bauer bloß das Beispiel seines Nachbars, mit Ausnahme aller lateinischen Nachbarn und Landwirthe nachahmen würde? Da das landwirthschaftliche Gewerbe keine Wander-Jahre erforderlich macht; so sehe ich nicht ab, wie der hergebrachte Schlendrian je nur unterbrochen würde, wenn nicht herrschaftliche oder Beamtens- und Pfarrers-Oekonomien in der Nähe wären, die diesen Schlendrian von Zeit zu Zeit unterbrechen, und einige Neuerungen veranlassen. Auf diesen ruht also die Last der verunglückten Versuche, von denen der Bauer nichts weiß, und diesen kann man sich nur aus Liebe zur Sache selbst unterziehen, welche Liebe zum Gedeihen aller Versuche unumgänglich erforderlich ist. So kann ich mich z. B. in meinem Geburtsorte erinnern, daß der Küchengartenbau noch sehr unvollkommen betrieben wurde, indeß er jetzt von allen fremden Gärtnern sehr gelobt wird. Auch weiß ich die Quelle anzugeben, woraus diese Veränderung hervorgieng. Allerdings ahmte ein Nachbar den andern nach; allein wessen Beispiel zuerst nachgeahmt wurde, und wer also den ersten Antrieb gegeben hat, darum frägt es sich. Und

in dieser Hinsicht muß ich also die Partei der lateinischen Wirthe ergreifen. Ein Gleiches kann ich von der Obstbaumzucht sagen, und, was eigentlich entscheidend ist, auch von der Landwirthschaft selbst bezeugen. Es ist in der That beinahe unglaublich, wie verschieden der Ackerbau öfters in der nächsten Nachbarschaft betrieben wird, und wie oft die wesentlichsten Verbesserungen in der Nähe, selbst unnachgeahmt bleiben. Ein großer Strom oder selbst nur die politische Gränze macht mit einem Male hier einen wesentlichen Unterschied, und wenn nicht ein thätiger Wirth, der in der Regel ein sogenannter lateinischer ist, hier den Anfang macht, das fremde Gute in Gang zu bringen; so unterbleibt es gewöhnlich ganz, und man läßt sich in seinem Schlendrian nicht irre machen. Unzählige Beispiele könnte ich hier anführen, obschon man es nicht Wort haben will, wenn eine Verbesserung veranlaßt wurde, hierin dem eigentlichen Stifter die wohlverdiente Ehre zu lassen. Besonders ist dieses seit den öffentlichen Preis-Ertheilungen von Seite des landwirthschaftlichen Vereins der Fall, zu denen gar mancher verdiente Landwirth sich gar nicht hinzudrängen mag, indeß eitle prahlsichtige Schwäzer sich sehr gerne melden, um sich einen öffentlichen Namen zu machen.

Daß also Lehre und Beispiel von oben herab sehr Vieles auf die Landwirthschaft wirken können, davon bin ich um so mehr überzeugt, als eigentliche vielfältige Versuche anzustellen, des damit verknüpften unvermeidlichen Verlustes wegen, nicht Sache der ein-

zelnen Landwirthe ist, und, der Wissenschaft selbst ein Opfer zu bringen, der Regierung und dem Staate anheimfallen muß.

Mögen nun die Urtheile über das landwirthschaftliche Institut zu Schleißheim noch so sehr getheilt, und mögen auch die nachtheiligen Urtheile darüber wirklich gegründet seyn; — die Sache selbst, nämlich ein Institut der Art, bleibt immer ein ehrenvolles, lobenswerthes Unternehmen von Seite unserer Regierung. So wie es jetzt ist, kann und will ich auch kein Urtheil darüber fällen, indem ich es selbst nie besehen und geprüft habe, und indem ich ein kleines Vorurtheil dagegen hege, welches sich auf eine persönliche Aeusserung des Hrn. Staatsraths Thärr in einem seiner Schreiben an mich gründet.

Was den landwirthschaftlichen Verein in Baiern betrift; so glaube ich zwar allerdings, daß er sich für's Ganze ungleich wohlthätiger beweisen könnte, wenn er mehr das Verdienst aufzusuchen verstünde, und er nicht vielmehr anforderte, daß es selbst ruhmredig werden sollte. Auch fehlt es ihm an einem festen, dauerhaften Operationsplane, wozu erst im verflossenen Jahre Hr. Bürgermeister v. Utzschneider einen trefflichen Entwurf machte. Da ich auch hierüber Einiges zu sagen auf dem Herzen habe, so stehe es hier.

Wenn von einer Beförderung der Kultur des Bodens die Rede ist; so muß man das zu Befördernde

selbst hinlänglich kennen, aus klarer Einsicht in den Gegenstand die Verbesserungen vorschlagen und in Ausübung zu bringen suchen, und sich möglichst bestreben, das noch Unbestimmte und Dunkle zur klaren, deutlichen Einsicht zu erheben.

Bei der allgemeinen Verbreitung der landwirthschaftlichen Vereins-Mitglieder durch das ganze Königreich Baiern sollte man nun glauben, daß dieses ohnehin der Fall sey; allein es ist nicht so. Eine solche gründliche Kenntniß des Ackerbaues vom ganzen Königreiche und der Verbesserungs-Möglichkeit desselben setzt zu viele Vorkenntnisse und Vorarbeiten voraus, welche zu leisten man sich der Mühe unterziehen muß, als daß dieses von Männern, welche größtentheils mit ganz andern Geschäften überladen sind, zu erwarten wäre. Wir wollen nun sehen, welche Vorschläge Hr. von Utzschneider in dieser Hinsicht gemacht hat.

In seinen Vorträgen vom 27. Juni und 18. Juli 1821 in den Sitzungen des General Comités des landwirthschaftlichen Vereins schlägt er vor, drei Deputationen anzuordnen, und zwar:

Die erste zur Herstellung der Statistik des Ackerbaues;

Die zweite für zweckmäßigen Anbau einzelner Landgüter durch vermehrten Viehstand, durch ausge-

dehntere Schafzucht, durch vortheilhafte Düngerbereitung, durch Wässerungs-Anstalten, durch anpassenden Fruchtwechsel, durch Anbau von Flachs, Hanf, Hopfen, Oel- und Handels-Gewächsen u. s. w., dann

die dritte für bessere Kultur der Privatwaldungen, für Aufsuchung und Benützung der Torf- und Steinkohlenlager, der Kalk-, Gyps- und Steinbrüche, verschiedener Thonarten u. s. w.

„Diese drei Deputationen — fährt er fort — halte ich für unentbehrlich, wenn das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins seine Geschäfte mit Sachkenntniß und gewissem Erfolge führen will. Es wird dem General-Comité nicht schwer seyn, für jede dieser drei Deputationen die nöthigen Mitarbeiter zu finden; bei der zweiten aber werden die von mir durch alle Landgerichte des Königreichs in Vorschlag gebrachten Kulturs-Kongresse die wichtigsten Resultate liefern."

Man erkennt hierin sogleich den denkenden Kopf, der seinen Gegenstand klar und gründlich sich vorzustellen gewohnt ist; ich muß aber das Nachlesen der weiteren Ausführung in Nr. 41 des Wochenblatts für den landwirthschaftlichen Verein Jahrg. 1821 und in Nro. 45 des Kunst- und Gewerbslatts des polytechnischen Vereins Jahrg, 1821 dem Leser selbst überlassen. Hier also nur soviel.

Nicht bloß für die zweite, sondern auch für die erste und dritte Deputation werden die Kulturs-Kongresse die wichtigsten Resultate liefern, wenn bei der Bildung derselben mit der nöthigen Kenntniß und Auswahl der Glieder, und mit Liebe und Eifer verfahren wird. Hierauf muß also vorzügliche Rücksicht genommen werden, wenn etwas Gutes aus der Sache werden soll.

Ferner möchte ich zum Gegenstande der ersten Deputation nicht sowohl die Herstellung einer Statistik des Ackerbaues, als vielmehr die Herstellung und Ausarbeitung einer landwirthschaftlichen Erd-Beschreibung des Königreichs Baiern machen, weil 1) in keiner andern Wissenschaft der Spruch des Apostel Paulus: „All' unser Wissen ist Stückwerk!" so sehr gilt, als in der Statistik; 2) die nöthigen statistischen Angaben ohnedieß in die Erd-Beschreibung eingeschaltet werden müssen, und 3) die Landwirthschaft eben sowohl eine Geographie besitzen sollte, wie die Kriegs- und Handlungswissenschaft.

Welche Vortheile eine solche Erdebeschreibung im Allgemeinen stiften würde, indem das größere Werk ein nützliches Handbuch für jeden Landmann lieferte, das einigermassen den Mangel der Wanderjahre ersetzen könnte, ein Auszug aus demselben aber zu einer Vorbereitungslehre des Ackerbaues in den Landschulen benützt werden könnte, — dieß weiter auszuführen ist hier der Ort nicht, und springt von selbst in die Au-

gen. Ich will daher nur noch einige Punkte des Inhalts einer solchen Geographie anzeigen.

Diese landwirthschaftliche Erdbeschreibung müßte also hauptsächlich enthalten:

1) Barometrische Höhenmessungen der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Distrikte, in welche das ganze Königreich getheilt würde, so wie die Angabe der nördlichen Breite und östlichen Länge;

2) Chemische Untersuchungen der ackerbaren Krume;

3) Möglichstsorgfältige und genaue Beschreibung der Erdunterlagen unter der ackerbaren Krume;

4) Angabe des Ausmasses des bewirthschafteten Bodens nach den verschiedenen Abtheilungen in Aecker, Wiesen, Weiden, Wälder u. s. w.

5) Angabe der Güter- und Familienzahl nebst allen übrigen statistischen Anzeigen, so wie sie Hr. von Utzschneider ausführlich entworfen hat;

6) Beschreibung der vorzüglichern verschiedenen Bewirthschaftungsarten in jedem Distrikte;

7) Handels-Anzeigen in Hinsicht der erzielten Produkte.

8) Oertliche Sitten und Gebräuche, welche auf die Ausübung des landwirthschaftlichen Gewerbes Bezug haben.

Ich habe hier nur die vorzüglichsten Punkte in Kürze angezeigt, und behalte mir eine weitere Ausführung bevor. Eine zu große Genauigkeit läßt sich ohnedieß in mehreren Punkten nicht erzielen.

Was aber die Höhenmessungen und die Erdunterlagen unter der ackerbaren Krume betrift; so empfehle ich hierin die höchste Sorgfalt, indem davon mehr für die Verbesserung der Kulur abhängt, als man sich vorstellt.

Sehr wahr sagt der Rezensent der Schrift: Süd-Baierns Oberfläche nach ihrer äussern Gestalt. Von J. F. Weiß," in der Münchner allgemeinen Literatur-Zeitung. Nr. 81 Jahrg. 1820 S. 642: „daß Höhenmessungen nicht eine topographische oder geologische Grille, sondern von höchster Wichtigkeit für Landwirthschaft und Landeskultur sind, scheint man bei uns, trotz aller Bemühungen, welche einige Männer von Einsicht sich in dieser Hinsicht bei uns gegeben haben, noch nicht zu fühlen, und der Hr. Verfasser hat ein vielleicht noch oft in Baiern zu wiederholendes Wort gesprochen, wenn er ausruft: „„Der Oekonom sollte erst das Barometer zur Hand nehmen, und fragen: wie hoch liegen diese Gefilde? ehe er sich durch lachendes Ansehen zum

Baue dieser oder jener Pflanze verleiten läßt. Zur genauen statistischen Kenntniß eines Landes ist Kenntniß des Niveau eine unumgängliche Bedingung, ohne welche man gar oft zu den gröbsten Irrthümern in Beurtheilung der Betriebsamkeit und Kultur verleitet wird. — Es ist eine irrige Meinung, wenn man das rauhe und kalte Klima auf dem flachen Lande von Südbaiern der Nähe der Hochgebirge und dem dort sich aufhäufenden Schnee zuschreibt. Liegt denn der Boden-, Zürcher-, Luzerner- und Genfer-See weiter vom Hochgebirge ab, als München? Und haben nicht alle ihre Gestade ein herrliches mildes Klima? Die Gletscherketten des Montblanc und Gotthard sind den fruchtbaren Küsten der Waadt und den blühenden Ufern des Waldstädter See's so nahe, wie die unbedeutenden Berge des Vorderzuges den Ebenen von München; und doch erzeugen die ersteren köstlichen Wein, während um München selten eine Traube reift. Aber der Genfer-See liegt nur 1130 Fuß über dem Meere, und München 1563." — Der Hr. Verfasser hätte jedoch auch hier bemerken sollen, daß die Schweiz um mehr als einen Grad südlicher, als Baiern, und am westlichen Abhange von Europa liegt, der des nahen Oceans wegen um Vieles milder ist, als der östliche, der an den ungeheuern asiatischen Kontinent gränzt." —

Wenn in einem ackerbauenden Staate der Landmann verarmt, und ein so fühlbarer Geldmangel, wie

jetzt in Baiern eintritt; dann liegen alle Gewerbe und aller Handel darnieder, und zwar so lange, bis dem ackerbauenden Stande wieder emporgeholfen ist. Die Ursachen dieser Verarmung sind nun zwar allerdings größtentheils in der vorübergegangenen Kriegsperiode zu suchen; allein was die vielen fremden Gäste und die öffentlichen Lasten nicht zu Grunde gerichtet haben, das bewirkte zuletzt noch jener Geldwucher, der zur Schande aller Mäkler so vieler Herzen sich bemächtigt hatte, und der ohne Mitleid und Schonung bloß nach Prozenten seine Handlungsweise berechnete. Und so sey es denn auch gesagt, daß, so nützlich der Handelsstand dem Staate seyn kann, derselbe doch sehr viel Verderbliches an sich hat. In der That, ich glaube sogar, daß, wäre der liebe Gott ein Kaufmann gewesen, wir Alle nicht existiren würden! Denn ich sehe nicht ein, welches Profitchen er sich bei uns hätte berechnen können. Am Wenigsten würde er es aber, ohne geprellt zu werden, bei einem Kaufmanne vermocht haben.

Schon aus dieser Ursache kann ich also nicht glauben, daß der Handelsstand eine solche Auszeichnung im Staate verdienen sollte. Sein Interesse ist auch ganz vorzüglich auf den Luxus aller Stände berechnet, und er zieht daher Gewinn von der Ausartung und von den Ausschweifungen einer Nation. Und sollten denn blosse Rechnungsmaschinen, die selbst nicht produzirend sind, den höchsten Werth in der bürgerlichen Gesellschaft verdienen? Gewiß nicht! Dieses beweist

der Verfall jener Nationen, die sich dem Handels-Interesse vorzüglich und beinahe ganz hingegeben hatten.

Ich kann hier nicht unterlassen, eine Stelle aus der Bauernzeitung vom J. 1820 zum Belege anzuführen: „Wenn der Kaufmann sich rühmt, daß er das baare Geld in Cirkulation bringt; so geschieht dieses bloß zu seinem eigenen Vortheile, und er setzt dieses Geld größtentheils im Auslande und also nicht zum Nutzen seines Landes in Circulation, indem er doppelt so viel aus seinem Vaterlande zieht, damit er doppelt so viel wieder ins Ausland senden kann. Ueberdieß, jemehr sich sein Reichthum häuft, desto mehr kann er durch große Spekulationen sich zum Monopolisten erheben, und da, wie man zu sagen pflegt, eine Krähe der Andern die Augen nicht aushackt, so ist dieses an solchen Orten, wo nicht viele Handels-Concessionen in Thätigkeit gesetzt sind, in der Regel der Fall. Gesellt sich nun hiezu noch der täglich mehr einreissende Handel mit fremden Staatspapieren; so gehen Millionen in's Ausland, und ein einziger Meisterstrich eines gewandten Finanzmannes entzieht diese Summen mit einem Male dem eigenen Vaterlande. Und schlägt auch die Speculation ein; so gewinnt dadurch das letztere doch nicht; denn an solche Spiele gewöhnt, wird der Gesammtbetrag sogleich wieder hiezu verwendet. Auch ist ein solcher Kaufmann verhältnißmäßig gar nicht besteuert, und kann nie verhältnißmäßig besteuert werden, indem ihn kein Grundbesitz an das Vaterland bindet, und ihm, der die ganze Welt als

seinen Markt anzusehen gewohnt ist, die Veränderung seines Wohnsitzes gar keine nachtheiligen Folgen bringt, und ihn wenige Mühe kostet. — Leistet er endlich auch bisweilen dem Vaterlande selbst in Fällen der Noth Geldvorschüsse, wie so entsetzlich theuer ist sodann nicht diese Aushülfe? Welche neue tiefe Wunden schlagen nicht die verlangten schweren Provisionen und Zinsen?! — Nein, nicht auf solche Geldmäckler, sondern auf die Alles opfernde Liebe und Anhänglichkeit eines wohlhabenden Volkes sollten die Regenten ihre Thronen stützen!" —

Ich will zu allem diesen weiter kein Wort mehr hinzusetzen, den einzigen Herrn Merkur ausgenommen, den die Altgriechen den Kaufleuten zum Schutzpatron aufstellten, und der unter seinen übrigen Schützlingen eine sehr verdächtige Sippschaft zählte.

Auswärtige Verhältnisse.

Ich habe schon einmal geäussert, daß Baiern mit Sparta zu vergleichen ist: das ganze Land hat keine Ringmauern. Nicht einmal die Residenzstadt ist durch eine Festung gedeckt, und die königliche Familie kann bloß auf die Treue der Unterthanen und auf die ausgezeichnete Tapferkeit der Armee vertrauen. Dieß ist es aber auch, was den Baier vor so vielen andern Nationen auszeichnet. Er bewahrt noch im Herzen das heilige Feuer ächter Vaterlandsliebe, und ihn trift nicht das strafende Wort Fichte's, das er auf irgend eine Veranlassung öffentlich aussprach, und das hier, als Warnung, angeführt zu werden verdient.

„Bis zu ihrem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht — sagt er in seinen Reden an die deutsche Nation — wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesammtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt, und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht bei einer solchen Regierung zuvörderst nach aussen die Vernachläßigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eigenen Gränzen nicht angegriffen sind; so-

dann nach Innen jene weichliche Führung der Zügel des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist. Bei dem ersten ernstlichen Angrif, der auf dasselbe geschieht, gehet dann das gemeine Wesen zu Grunde, und so, wie es selbst erst treulos sich ablöste, von dem Körper, dessen Glied es war, so lösen jetzo seine Glieder, die keine Furcht vor ihm hält, und die die grössere Furcht vor dem Feinde treibt, mit derselben Treulosigkeit sich ab von ihm, und gehen hin, ein jeder in das Seine."

Einen solchen Abfall hat nun unser König von seinen Baiern nicht zu fürchten, und mögen die Sitten der Nation nie so überfeinert werden, daß ein solcher Abfall zu besorgen seyn dürfte!

Man könnte nun glauben, daß der deutsche Bund Baiern vor auswärtigen Zufällen schütze, und daß Deutschland im Ganzen jetzt nichts zu fürchten habe. Ich bin weit entfernt, Besorgnisse erregen zu wollen, glaube aber dagegen, daß Vorsicht und Wachsamkeit keine unnöthigen und überflüssigen Tugenden sind. Wir sahen das deutsche Reich vor unsern Augen untergehen; auch der Rheinbund gieng beinahe spurlos vorüber, und welche Gefahren bedrohen nicht jetzt schon jene heilige Allianz, welche vor so wenigen Jahren erst geschlossen wurde, und eine Schwester des deutschen Bundes ist? Welche

Forderungen auf Entschädigung hat überdieß Baiern noch, troz des deutschen Bundes, zu machen? Sollte es diesem Staate verargt werden können, wenn er zu einer günstigeren Zeit geltend machte, was ihm eine ungünstigere mit Unrecht verwehrt hatte? Gewiß nicht! Jeder andere Staat würde dasselbe thun, wenn er hiezu die Zeit günstig fände, und dazu die gehörige Kraft in sich fühlte.

„Ungeheuere Plane, heißt es, seyen der Ausführung nahe. Alles sey kombinirt, und werde schnell vollzogen werden." — Die Geschichte, und zwar die neueste, lehrt uns dagegen, daß die ungeheuersten Plane am Leichtesten scheitern, und öfters die kleinsten Umstände sie ganz oder doch größtentheils vereiteln. Vielleicht, daß auch dieses Mal die Zukunft eine ganz andere Gestalt annimmt, als in welcher die Phantasie der Planentwerfer sie ganz richtig zu erkennen meint. Es haben noch nie große Veränderungen ohne bedeutende Hindernisse und Reactionen durchgeführt werden können, und nicht selten pfropften andere tüchtige Köpfe ihre Plane auf solche schon entworfene Plane, und bewirkten eben hiedurch eine ganz andere Gestalt der Dinge.

Daß nun, wenn solche Plane im Werke seyn sollten, Deutschland nicht unverändert bleiben würde, springt von selbst in die Augen. Und daß, wenn von Veränderungen die Rede ist, Baiern auch seine Wünsche dürfe laut werden lassen, bedarf wohl gleichfalls keiner Entschuldigung.

Es gab eine Zeit, und noch vor siebzehn Jahren suchte ich dieses geltend zu machen, daß die deutschen Fürsten in Preussen den Schützer ihrer Selbstständigkeit zu sehen gewohnt waren. Leider! sahen sie sich damals hierin getäuscht: Preussen zählte sich von dem Schutze Baierns zu einer Zeit los, wo derselbe sowohl für Baiern als Preussen sehr vortheilhaft gewesen wäre. Die alten Verhältnisse haben sich nun sehr wesentlich geändert, und mit derselben Furcht sieht jetzt Sachsen nach Preussen hin, mit welcher in der Vorzeit Baiern nach Oestreich hinblickte, — der geographischen Lage zufolge hinblicken mußte. Denn welche schöne Abrundung böte nicht Baiern Oestreich dar, wenn es diesem einverleibt würde! Wie viele neue feste Punkte an der Donau, dieser Hauptvertheidigungslinie Süddeutschlands, wie Erzherzog Karl sie nennt, gewänne nicht Oestreich mittelst dieser Einverleibung?! Gewiß, die Lage Baierns zwischen Böhmen und Tyrol deutet schon auf die Wahrscheinlichkeit eines solchen stillen Wunsches hin!

Allein wenn es Oestreich ernstlich um einen dauernden Frieden und eine ungleich vortheilhaftere Vergrösserung zu thun ist, wie viele Gründe hat es nicht, die deutschen Fürsten zu schonen, ihre Gebiete vielmehr zu vergrößern, und so mittelst ihnen eine Zwischenmacht zwischen sich und Frankreich zu gründen, die, innigst verbunden unter sich, und durch Allianz-Verträge mit der Schweiz und den Niederlanden

vereinigt, allein im Stande wäre, den Frieden zu erhalten, und nöthigen Falles denselben sogar durch eine entscheidende Erklärung zu gebieten!

Möchten doch einmal Oestreich und Preussen ihre Vergrösserungsplane nicht mehr nach Westen richten, sondern ihre Blicke nach Osten kehren, und dorthin das Reich der Deutschen erweitern, und deutschen Fleiß und deutschen Verstand immer mehr verbreiten! Sie würden sich auf dieser Seite sodann vor fremder Macht sicher stellen, ihre Macht durch die fruchtbarsten Länder vermehren, dem Handel eine ganz andere Richtung geben, und in Deutschland selbst jeden Keim der Zwietracht und des Mißtrauens ersticken, die bis jetzt noch immer die Einheit unter den Deutschen stört, und keine deutsche Gesammtkraft emporkommen läßt. Sollten denn Eroberungen der Art, wie der Osten sie darbietet, nicht genügend seyn, und Gebiets-Abtretungen in Deutschland nicht aufwiegen, wodurch die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten begründet, und möglich gemacht würde? In der That! Die Sucht nach Universal-Monarchien muß sehr ausgebreitet in den Herzen der Menschen seyn, wenn Ausgleichungen der Art kein Gehör sollten finden können.

Sollte es aber auch nicht seyn; so glaube ich, daß jeder Staat, so klein er auch sey, das Recht hat, für seine Selbstständigkeit Sorge zu tragen, und wären jetzt wirklich Gründe da, welche eine allgemeine Veränderung der Dinge vermuthen ließen, so würde

Baiern gegen sich selbst sündigen, wenn es alle Vorsicht vernachläßigte, und sein Bestes nicht nach Kräften zu fördern strebte.

Mit voller Ruhe aber können wir Baiern auch hierin der Zukunft entgegensehen; denn die neueste Zeit hat bewiesen, daß wir eben so tüchtige Staatsmänner als Feldherren besitzen, und daß bei einer Armee, wie wir sie haben, und bei der Liebe des Baiers zum eigenen Vaterlande nichts für die Zukunft zu befürchten ist, sondern vielmehr sehr Vieles zu hoffen seyn dürfte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schluß.

Dieß ist das Bild, das ich mir von der Lage Baierns am Schluße des Jahres 1821 entworfen habe. Es würde lächerlich seyn, mir einzubilden, daß dieses entworfene Bild der Wirklichkeit ganz entsprechend sey, oder daß nicht hie und da Züge entstellt, noch unvollkommen entworfen oder ganz irrig ausgeführt wären: ein vollkommenes Bild des Ganzen zu entwerfen, ist nicht Sache des Einzelnen, sondern Vieler. Ist nur bei der Arbeit Liebe zum Vaterlande und ein redliches Streben, zum Besten desselben, soviel an uns ist, beizutragen, bemerkbar; dann entschuldigt der gute Wille die Unvollkommenheit des Geleisteten, und wir gehen schonend an diesem vorüber, sollte auch nur wenig zur Sache selbst beigetragen worden seyn. Eines solchen guten Willens bin ich mir nun bewußt, und der unparteiische Leser wird denselben nicht verkennen können. Mag auch meine Ansicht falsch seyn, daß in Baiern Aristokratismus und Pfaffengeist sich wieder regen, und allmählig immer mehr Terrain zu gewinnen suchen! Mag ich irren, daß ich diese geheime Tendenz im abgeschlossenen Konkordate zu finden glaube! Daß nämlich vor der Hand nur ein schwacher Versuch im Kleinen gemacht wurde, um dereinst, zu einer günstigern Zeit, desto schneller vorwärts schreiten zu können! Mag ich falsch gesehen haben, wenn ich in den Domprä-benden künftige Sinnecuren-Stellen für den Adel ge-

sehen habe, welche auszustatten der Säckel des Unterthans neuerdings wieder in Anspruch würde genommen werden! Mögen wirklich Hofnungen da seyn, daß von Seite Oestreichs die Güter der Bisthümer und Klöster und ihre vielen eingezogenen Kapitalien wieder herausgegeben werden, um die neuen geistlichen Institute gehörig dotiren zu können, — eine Sache, die erfolgen muß, wenn nicht diese Institute der Nation neuerdings zur Last fallen sollen, ohne dafür derselben irgend einen wesentlichen Nutzen zu leisten. Denn welche Vortheile haben denn die vorübergegangenen Bisthümer der Moralität im Grunde eigentlich gewährt? War denn wohl der Lebenswandel der Dom-Kapitularen so auferbaulich, daß er irgend einen vortheilhaften moralischen Einfluß auf die Bewohner der Bisthümer gehabt hätte? Und läßt sich nicht eine sehr artige Chronique scandaleuse von manchem kleinen Ländchen, ja selbst nur von manchem kleinen Kloster-Bezirke schreiben? Soll man wohl der jetzigen Immoralität wegen, die damalige ganz vergessen, und sie mit dem Schleier der Liebe bedecken? — Nichts weniger! Nach langandauernden Kriegen verschlimmerte sich allzeit die Moralität der Menschen; der Friede brachte aber immer wieder Ordnung unter dieselben, und die Scham trat wieder hervor, wo sie bisher unter dem Geklirre der Waffen geschwiegen hatte. Was jedoch der Friede nicht vermag, das wird kein Domherr und kein Chorgesang vermögen: denn die Moralität im Menschen ist älter, als diese Beiden, und die Stimme Gottes hat in den Herzen der Menschen früher gerufen, als sie!

Ich sehe also hier für das Wohl der Nation keine Vortheile ein, und nur dann werde ich in das Lob, das Manche diesen Instituten zollen, einstimmen, wenn der Nation jene Güter und jenes Vermögen wieder gewonnen werden, welche Oestreich mit Beschlag belegt, und dem baierischen Staate entzogen hat. Mögen diese sodann zu Sinecuren-Stellen für den baierischen Adel verwendet werden: die Nation selbst gewinnt dadurch in pekuniärer Hinsicht, und in moralischer wird nicht viel weder gewonnen werden, noch verloren gehen! Die Achtung der Bessern wird sich immer gehörig aussprechen.

Wenden wir aber nun unsern Blick in die Zukunft hinüber; so sehen wir hier einen Sturm in naher Ferne drohen. Welcher Staat auf dem festen Lande wird diesen beschwören können?! — In dieser Ungewißheit läßt sich dem Vaterlande nichts Anderes rathen, als festes Zusammenhalten in den Tagen der drohenden Gefahr, Entsagung alles spaltenden Ehrgeitzes und männliches Beherrschen desselben von Seite der Einsichtsvollern der Nation und Alles überwältigende Liebe zum Vaterlande und zu unserm Könige. Hier gilt es, die Palme der moralischen Herrschaft über sich selbst zu erringen! Laßt uns also gegenseitig zurufen: „Wohlan! das Ziel ist gesteckt! Wir wollen den Wettlauf nach demselben beginnen!"

Sie stehen hier für das Recht der Natur keine Gewalt, [illegible] nur dann [illegible] des [illegible] einer [illegible] der Nation und Güter und [illegible] zusammenwirken, [illegible] mit Blick [illegible], und dem [illegible] Staats entgegen tat, [illegible] nicht [illegible] zu Emmanuels Erfüllen [illegible] [illegible] werden: die Nation [illegible] gewonnen haben, [illegible] werden nicht [illegible] neu [illegible] werden, [illegible] Die [illegible] der [illegible] immer größer erscheinen.

Wenden wir aber nun unsern Blick in die Zukunft hinüber; so zeigen wir hier einen Traum in [illegible] zu [illegible]. Welcher Sinn auf dem festen Lande [illegible] diesem bedeutenden Tönen?! — In dieser Ungewißheit läßt sich dem Vaterlande nichts Anderes rathen, als festes Zusammenhalten in dem Zug [illegible] der drohenden Gefahr, Entfernung alles kleinlichen Ehrgeizes und [illegible] Beseitigung der Sitte der Eins[illegible] [illegible] und [illegible] überwältigende Liebe zum Vaterlande und zu unserm Könige. Hier gilt es, die Macht der moralischen Herrschaft über sich selbst zu erringen! Laßt uns also gegenseitig zurufen: „Wohlan! das Ziel ist erkannt! Wir wollen den Weltkampf auch heldisch beginnen."

Paßau, 1822.

In Commission bey F. Pustet.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baiern am Schlusse des Jahres 1821

Paßau 1822

Bavar. 189 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10370822-0